Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 17 (1935)
Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 17. Mai 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 20

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:
Das Recht auf Arbeit
Gegen die Arbeitslosigkeit
Palästina und die Bedeutung der Frau für dessen Aufbau II
Beilage:
Englische Grundsätze in der Mädchenerziehung
Vom Spiel zur Arbeit
Was lernt das junge Mädchen in einem Jahr praktischer Hausarbeit im Welschland?
Die Ziele des Verbandes schweizerischer Hausfrauenvereine
Wie wohnen unsere Hausangestellten?
Dienstbotenarbeit in Bulgarien

Wochenchronik.

Inland.

Im **Berner Prozeß über die zionistischen Protokolle** ist letzten Dienstag abend endlich das Urteil gefällt worden. Die Protokolle wurden als Fälschung von russischen Polizeiorganen zu Zwecken des zaristischen Antisemitismus und als Plagiat aus der gegen die Regierung Napoleons III. gerichteten Schrift von Maurice Joly erklärt. Der Expertise Fleischhauers (der übrigens mit reichlicher Anmaßung auftrat und unsere Presse verkreimaurert und verjudet nannte) sei es nirgends gelungen, den Gegenbeweis für die Echtheit zu erbringen. Demgemäß sollen die Protokolle unter den Begriff der Schundliteratur und ihre Verbreiter sind strafbar. Als solche werden zwei der Angeklagten erkannt, die drei andern freigesprochen. Die auferlegten Bußen von 50 und 20 Fr. stehen allerdings in keinem Zusammenhang mit den enormen aufgelaufenen Prozeßkosten (allein das Gutachten Fleischhauers soll an die 60,000 Fr. kosten). Die Bedeutung des Prozesses liegt auch nicht in der Bußenauskällung, sondern in der Aufhellung der schändlichen Verdächtigungen, die mit den Protokollen über unsere jüdischen Mitbürger ausgegossen wurden.

Herr Fleischhauer und die deutsche antisemitische Presse dürften nach dem Ausgang dieses Prozesses nicht gerade gut auf uns zu sprechen sein. Man ist es übrigens auch sonst nicht. **Goering** hat in einer Rede in Freiburg i. B. dieser Tage sich in nicht gerade zarten Ausdrücken über die **Presse** „im benachbarten Ländchen" ausgelassen (er sprach von „laubummen Lügen" usw.): „Auf die Dauer ließen die Deutschen ihre Ehre nicht weiter so besudeln und wenn nicht Einhalt getan werde, solle man nicht erwarten, daß sie dauernd ihr gutes Geld (im Fremdenverkehr) hinüberbringen würden".

Doch zu unsern eigenen Angelegenheiten: Der schweizer. freisinnige Parteitag vom letzten Sonntag in Olten hat mit 235 gegen 8 Stimmen die **Kriseninitiative** abgelehnt. Umgekehrt hat der Schweizer. Kaufmännische Verein auf seinem Verbandstag in Lausanne der initiativfreundlichen Politik seines Zentralvorstandes sein Vertrauen ausgesprochen.

Eine **neue Initiative** betreffend Neuregelung der wirtschaftspolitischen Artikel unserer Bundesverfassung (Schaffung eines Wirtschaftsrates!) wird gegenwärtig aus den Kreisen um die „Neue Schweiz" lanciert.

Genf steht immer wieder im Zeichen des Kampfes zwischen bürgerlicher und sozialistischer Vorherrschaft. In diesem Zeichen haben bereits Sonntag vor acht Tagen sich die Gemeindewahlen abgespielt (zugunsten der Bürgerlichen), in diesem Zeichen werden nächsten Sonntag die Wahlen in den engern Stadtrat, wenn auch nicht mit derselben Geschlossenheit auf Seite der Bürgerlichen, erfolgen.

Bei der Neukonstituierung der nun mehrheitlich sozialistischen **Regierung** in **Basel** hat der Protest von Regierungsrat Ludwig gegen die ungewohnte, ihm von sozialistischer Seite zugefügte Wegnahme des Polizei- und Ausdrängung des nicht gewollten und unter sozialistischer Vormachtstellung besonders schwierigen Finanzdepartements allgemeines Aufsehen erregt.

In den Kantonen Bern, Waadt, Genf und St. Gallen tagen gegenwärtig die **Großen Räte**; der waadtländische beschloß, dem Volke die Verwerfung der Kriseninitiative zu empfehlen.

Ausland.

Laval war also in **Warschau** und Moskau. Seine Mission dort und hier war verschieden. Dort war seine Aufgabe, Polens Mißtrauen gegenüber dem neuen russisch-französischen Pakt, gegen die russenfreundliche Politik Frankreichs überhaupt, zu zerstreuen und das polnisch-französische Freundschaftsverhältnis, das in den letzten Jahren eine merkliche Abkühlung — zugunsten Deutschlands — erlitten hatte, neu anzuwärmen. Ob dies Laval gelungen ist? Des durfte er die Polen jedenfalls aufrichtig versichern: daß die neue Freundschaft nicht eine solche des Herzens, sondern des nüchternen Verstandes ist, notwendig im Interesse der Sicherung des Friedens, der einzig und allein ja auch der neue Pakt dienen will.

Kaum war Laval von Warschau nach Moskau weiter gereist, erreichte ihn, noch auf polnischem Boden, die Kunde von dem unerwarteten **Hinscheiden von Marschall Pilsudski**, Polens Diktator, Polens Schöpfer, Seele und Herz. Schon von früher Jugend an war Pilsudski ein Kämpfer für Polens Wiederaufrichtung und Unabhängigkeit gewesen, ein polnischer Revolutionär gegen Rußland, dafür mehrmals in russische Gefangenschaft geworfen. Daher wohl auch — neben allen sonstigen sachlichen Motiven — das unüberwindliche Mißtrauen (um nicht mehr zu sagen) gegen Rußland. Es ist denkbar, daß die Abkühlung gegen Frankreich mit dessen neuer Russenfreundschaft zusammenhängt. Möglich, daß Pilsudskis Tod hier im Laufe der Zeit eine Aenderung bewirken wird.

In **Moskau** wurde Laval mit allen Ehren empfangen. Er hatte eine umfassende Aussprache mit Stalin. Sie galt einerseits den aus dem Pakt sich ergebenden praktischen Fragen des Zusammenarbeitens im Dienste des Friedens, andererseits auch besonders französischen Wünschen in Bezug auf die kommunistische Propaganda in Frankreich (namentlich gegen die französische Landesverteidigung), die russische Schuldenzahlung, die sonstigen Beziehungen usw. Auch Polens Haltung wird zur Sprache gekommen sein. Daher wohl die Meldung von einer Umformung des Ostpaktes im Sinne einer Abschwächung ohne militärische Beistandspflicht, wie Deutschland seine Teilnahme an einem solchen ja bereits der Konferenz von Stresa in Aussicht gestellt hat.

Inzwischen erregt die **Zuspitzung des italienisch-abessinischen Konfliktes** mehr und mehr die Besorgnis von England und Frankreich. Es soll ein diplomatischer Schritt der Mächte in Rom erwogen worden sein, doch Mussolini hat sich in einer Rede im italienischen Senat jede Einmischung Dritter verbeten. Immerhin hat Italien nun die Schiedsrichter für das vorgesehene Schiedsgericht ernannt. Abessinien seinerseits hat einen neuen dringenden Appell an den Völkerbundsrat gerichtet.

In **Deutschland** ist die Einberufung des Reichstages zur Entgegennahme von Hitlers außenpolitischen Erklärungen nochmals — nun auf den 21. Mai — verschoben worden. Verschiedene Anzeichen lassen darauf schließen, daß es infolge seiner gewaltigen Aufrüstung mit erheblichen Finanzsorgen zu kämpfen hat.

Die Krisen initiative.

Zur Eidgenössischen Abstimmung vom 2. Juni.

Wir kommen auch heute unserem Brauche nach, vor Eidg. Abstimmungen, wenn sie irgendwelche Bedeutsamkeit auch für die Frau haben, unsere Leserschaft sachlich zu orientieren. Aus den Tageszeitungen, die meist je nach ihrer politischen Einstellung Annahme oder Ablehnung eines Gesetzes allein begründen, werden auch viele unserer Leser schon Aufklärung entnommen haben. Hier haben wir aber im Folgenden die Entstehung der Initiative, die Begründungen ihrer Freunde und ihrer Gegner von sachverständiger Seite darstellen lassen, überzeugt davon, daß viele unserer Leser und Leserinnen diese umfassendere und sachliche Orientierung erwarten, um sich dann selbst ihre endgültige Meinung zu bilden. Schon der Wortlaut des Volksbegehrens allein, den man in letzter Zeit wenig mehr in den Blättern sah, bringt uns die enorme Tragweite der Abstimmung für unser Land nachdrücklich zum Bewußtsein. Die Einsicht, daß ansichtige Wünsche durch Verankerung in der Verfassung nicht einfach zur ersehnten Wirklichkeit werden können, wenn die wirtschaftlichen und politischen Realitäten dies verunmöglichen, dürfte uns zur Warnung vor utopischen Schlüssen dienen. Red.

Zwanzig Jahre erst sind seit Beginn des Weltkrieges vergangen, und schon befinden wir uns wieder in einer Periode schwerster Erschütterungen. Ernst ist das Weltgeschehen. Wir stehen aber nicht wie damals auf einer Insel, umbrandet vom Kriegslärm und der Not der andern Staaten, wir sind diesmal mitten im Kampfe drin: Schwierigkeiten bei Export- und Fremdenindustrie, Defizite der Verkehrsanstalten, Verschuldung der Landwirtschaft, Lohnabbau, Arbeitslosigkeit und dazu ein Anwachsen der politischen Leidenschaften und Gegensätze. Aus dieser Zeit heraus wurde die Kriseninitiative geboren.

Wohl sind wir Frauen weder beim Zustandekommen einer Initiative noch bei der Abstimmung über deren Annahme oder Ablehnung aktiv beteiligt. Und doch dürfen wir nicht teilnahmslos daneben stehen. Einmal werden wir alle durch das Geschehen in unserm Lande, ganz besonders durch die wirtschaftlichen Fragen mitbetroffen, und dann ist der Einfluß, den die Frau indirekt in solchen Dingen ausüben kann, viel größer, als gewöhnlich angenommen wird. Es geht bei der Kriseninitiative um Wohl und Weh: unseres Landes, und da müssen wir Frauen uns auch damit beschäftigen, um uns über die Sache selbst zu orientieren und die Vorteile, welche die einen, und die Gefahren, welche die andern darin erblicken, kennen zu lernen.

Lanciert wurde die Initiative von einem Aktionskomitee zur Bekämpfung der wirtschaftlichen Krise. Dieses Komitee ist mit keiner politischen Partei identisch, hinter ihm steht vielmehr eine ganz heterogene Gruppe, nämlich die Bauern-Heimatbewegung, die Angestellten-Bewegung und die Gewerkschaften, die sich zusammen „Front der Arbeit" nennen. Am 30. November 1934 wurde das Volksbegehren „zur Bekämpfung der wirtschaftlichen Krise und Not" eingereicht, das folgenden Wortlaut hat:

A. Der Bundesverfassung wird folgender Artikel beigefügt:

1. Der Bund trifft umfassende Maßnahmen zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise und ihrer Folgen.

Diese Maßnahmen haben zum Ziel die Sicherung einer ausreichenden Existenz für alle Schweizerbürger.

2. Der Bund sorgt zu diesem Zwecke für:
a) Erhaltung der Konsumkraft des Volkes durch Bekämpfung des allgemeinen Abbaus der Löhne, der landwirtschaftlichen und der gewerblichen Produktenpreise.
b) Gewährung eines Lohn- und Preisschutzes zur Sicherung eines genügenden Arbeitseinkommens.
c) Planmäßige Beschaffung von Arbeit und zweckmäßige Ordnung des Arbeitsnachweises.
d) Erhaltung tüchtiger Bauern- und Pächterfamilien auf ihren Heimwesen durch Entlastung überschuldeter Betriebe und durch Erleichterung des Zinsendienstes.
e) Entlastung unverschuldet in Not geratener Betriebe im Gewerbe.
f) Gewährleistung einer ausreichenden Arbeitslosenversicherung und Krisenhilfe.
g) Ausnützung der Kaufkraft und der Kapitalkraft des Landes zur Förderung des industriellen und landwirtschaftlichen Exportes sowie des Fremdenverkehrs.
h) Regulierung des Kapitalmarktes und Kontrolle des Kapitalexportes.
i) Kontrolle der Kartelle und Trusts.

3. Der Bund kann zur Erfüllung dieser Aufgaben die Kantone und die Wirtschaftsverbände heranziehen.

4. Der Bund kann, soweit es die Durchführung dieser Maßnahmen erfordert, vom Grundsatz der Handels- und Gewerbefreiheit abweichen.

5. Der Bund stellt zur Finanzierung dieser besondern Krisenmaßnahmen in Form zusätzlicher Kredite die notwendigen Mittel zur Verfügung. Er beschafft diese Mittel durch Ausgabe von Prämienobligationen, Aufnahme von Anleihen und aus laufenden Einnahmen.

6. Die Bundesversammlung stellt unverzüglich nach Annahme dieses Verfassungsartikels endgültig die erforderlichen Vorschriften für dessen Durchführung auf.

7. Der Bundesrat erstattet der Bundesversammlung auf jede ordentliche Session einen Bericht über die getroffenen Maßnahmen.

B. Dieser Verfassungsartikel bleibt während der Zeit von 5 Jahren, vom Tage der Annahme hinweg, in Kraft. Die Gültigkeitsdauer kann durch Beschluß der Bundesversammlung höchstens um weitere 5 Jahre verlängert werden.

Das Volksbegehren trug 334,699 gültige Unterschriften — 50,000 genügen zum Zustandekommen einer Initiative —, ein Zeichen dafür, daß entweder große Bevölkerungskreise mit diesem Begehren wirklich einig gehen, oder aber daß viele Unterschriften gegeben wurden, ohne daß man sich über die Tragweite der Initiative richtig klar war. Interessant ist zu sehen, woher die Unterschriften kommen. Der Kanton Bern allein lieferte 27 Prozent aller Unterschriften, Zürich 18 Prozent, Baselstadt und -Land zusammen 7 Prozent, Thurgau 3 Prozent, die Urkantone 2¼ Prozent, während alle welschen Kantone zusammen (Freiburg, Tessin, Waadt, Wallis, Neuenburg, Genf) nur 15 Prozent aufbrachten. Im Verhältnis zur Wohnbevölkerung sind dies: bei Bern 13 Prozent, Zürich 10 Prozent, Basel 10 Prozent, Thurgau 7 Prozent, Urkantone 5½ Prozent, Welschland und Tessin 5 Prozent.

Die Initiative wurde vom Bundesrat der Bundesversammlung, welche nach den Verfassungsbestimmungen in erster Linie darüber zu beraten hat, zugestellt, und zwar mit dem Antrag auf Ablehnung. Der vom 6. März 1935 datierte Bericht enthält eine eingehende Begründung der einstimmigen Stellungnahme des Bundesrates, auf die noch zurückgekommen wird, und schließt mit den Worten:

„Das Volk mag also wählen zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen, zwischen einem erprobten Programm und unklaren Zukunftsprojekten, zwischen dem Grundsatz einer soliden Staatsführung und einem Wirtschaftssystem, das unsere Auffassungen auf den Kopf stellen und dem Staate auf der ganzen Linie die Verantwortlichkeit für den Verlauf der Wirtschaft zuschieben will. Es mag wählen zwischen einem Wirtschaftssystem, das auf die übrige Welt, von der wir abhängig sind, Rück-

Wenn bei allen guter Wille ist, so wird rasch viel wieder eingebracht, während bei bösem Willen unendlich viel zuschanden geht. Jeremias Gotthelf.

Liebhabertheater.

Von Cecile Ines Loos.

(Schluß)

Nicht ebenso zärtlich veranlagt waren die beiden Brüder von Hester, auch hatten sie ihre Sorgen. Diese beiden Boys im Alter von 16 und 18 hatten Eton-College samt Glacehandschuhen und Prügel bereits hinter sich und wurden nun in der Malbourough-Schule vom Geiste geleitet. In der Ferienzeit überschwemmten sie das Haus mit wässernden Photographien, Stiefeln, Büchern und einer Variation von Mützen. Wie die meisten Engländer des nämlichen oder eines noch höheren Alters lebten auch diese Jungens von Possen. So mußten sie unbedingt Damen-Pyjamas an Hals und Aermeln mit der Maschine zunähen. Zucker in das Salzfaß schütten, Wüstenkarten vertauschen und sie am unpassendsten Ort hinbringen und Velokünste auf Perserteppichen vorführen. Eines der beliebtesten Hausspiele für Engländer stellt das sogenannte "Rumping about" dar. Bei diesem Festspiel wurden Hunde und Menschen an den Beinen über die Treppe hinaufgezogen. Daran betätigte sich selbst die reifere Jugend bis zu dreißig.

Tennis, Football und Kricket galten eigentlich nicht als Spiele, sondern als Ordnungen, wofür die Schule gute und schlechte Noten ausstellte. Bei solchen Beteiligungen kam also gar nicht der Spaß an die Reihe, sondern der Ernst, und darum mußte der Spaß weiter unten angesetzt werden. Davon, daß Richard eine süße Stimme hatte, wußte man wenig und auch davon nicht, daß David, der ältere Sohn, ein gelehrtes Haupt war. Wenn wir im Sommer mit der kleinen Segelnacht nach Irland fuhren, nach dem kleinen Hafenörtchen Castletownsend, so warfen sich diese Jungen gegenseitig ins Meer wegen des Zankes ums Steuerrad. Im fahrenden Zug rissen sie die Türen auf um sich gegenseitig hinauszuwerfen. Bei solchen Gelegenheiten sausten selbst Stockhiebe und Ohrfeigen auf diese jungen Herren herunter ohne Erfolg. Die Parole hieß: „Laß mir den Fensterplatz, oder ich töte dich." Es war unzweideutig. Zuweilen gesellte sich noch ein dreißigjähriger Boy dazu mit violetten Socken und violettem Taschentuch. Nach jedem Wort lachte er wie ein Haifisch. Das Ensemble dieser Begebenheiten nannte man mit dem aufrichtigen Worte "jolly".

Diese goldene Jugend begleiteten noch zwei Hunde, ein junger Greifon und ein Terrier. Das Greifonhündchen hatte einen Augenaufschlag wie eine Primadonna. Es führte den seltenen Namen „Herr von Knochen". Für ein Stück Zucker starb Bones und erstand wieder im Namen des Königs. Herr von Knochen war der rührendste Hund, den ich je gesehen. Er blieb treu bis ins Grab. Der andere Hund war ein rauher Terrier und hieß Taffy. Was dieser Hund an erlegten Enten, Würsten und anderen Gegenständen unter unsere Betten schleppte war großartig. Nie ging ihm die Erfindung aus. Er sorgte für Abwechslung. Nach einem karnischen Gesetz verbarg er die widerlichsten Gegenstände, faule Früchte und so weiter, unter dem Bett dessen, der sich am meisten über ihn ärgerte. Die Freunde ließ er leer ausgehn. Sein Grundsatz hieß: Keep smiling. Zu jenen bekam dieser Hund das Reisefieber. Er rannte an den Bahnhof, stieg in einen Expreßzug und tauchte wohlbehalten an einer fernen Station des Britischen Reiches wieder auf. Mehrere Male wurde er nach Hause gesandt. Bei seiner Rückkehr legte er sich, von der frischgedüngten Wiese wie aus einem Bade steigend, der Länge nach auf das grünseidene Sofa im Drawingroom. Diesem Tier fehlte nichts anderes mehr als die Pfeife im Mund, ein paar violette Socken an den braunen Füßen und ein violettes Taschentuch im Rockärmel, so war er der vollendete Gentleman. Eines Tages reiste er zu Schiff nach Frankreich, ließ sich entschuldigen und kehrte nicht wieder.

Was ein englisches Haus aber ebenso charakterisiert wie seine Gärtner, Grooms und Hunde, das sind die Geister. Geister sind gewöhnlich Ahnen und werden aus dem Bestand der Familie rekrutiert. Unser Geist hieß: „Der blaue Geist von Lordswood". Leider hatte es das Schicksal so vorgesehen, daß er ausgerechnet an das Zimmer fixiert war, in dem ich schlief. Oh er ermordet worden, oder ob er selber den Mörder darstellte, konnte ich nie erfahren. In der Legende sollten es zwei Brüder sein, davon der eine den andern in den Ofen gestoßen, vielleicht wegen eines Vorzugsplatzes am Kamin. Wie dem auch war, der Geist bewohnte nun den kleinen Raum hinter meinem Schlafzimmer, in dem auch der bewußte Ofen stand. Mein Zimmer benutzte er des nachts als Promenoir. Zuweilen auch hielt er sich in der Gartenallee auf. Dies behauptete Benson, der Diener. Er sollte zu sehen sein, in einem blauen Pyjama. Diese ganze Offenbarung hatte mir Madame Plyth of Pleß am Tage meines Eintritts gemacht und hinzugefügt, daß sonst niemand in diesem Zimmer schlafen könne, da ich aber fremd sei, solle ich es versuchen. Zur Beruhigung könne ich Lampen brennen lassen oder im Notfall sie selbst zu Hilfe rufen. Nach dieser menschenfreundlichen Rede war ich dem Geist von Lordswood anheimgegeben. Eine weitere Orientierung unter Toten konnte ich nicht, denn allein die höfflichge Anrede aus dem fürstlichen Hause der Manteuffel, nach der die korrekte Fragestellung an den Geist lautete: „Was ist euer Begehr?" — Vorderhand konnte ich aber auch diese mutige Anrede nicht verwenden, da der besagte Geist gar nicht erschien. Nachdem ich stillschweigend und ehrfürchtig ein halbes Jahr lang mit der eventuellen Ankunft dieses sonderbaren Toten gerechnet hatte, gab ich es auf, und entschloß mich, von Irland kommend, einfach mein Bett umzustellen. Dieser heroische Entschluß in dunkler Nacht auf dem Meer hieß für mich: „Entweder stürzest du dich jetzt ins Wasser oder du stellst dein Bett um." Der Einfachheit halber zog ich Letzteres vor. An der veränderten Bettstelle konnte mich der Tote nie finden. Ich brauchte ihn also nicht mehr zu erwarten.

Dagegen gab dieses Zimmer noch weit schlimmeren Mächten Raum. Oede und feucht und allein bewohnbar in dieser ganzen Flucht des schloßartigen Gebäudes konnte es wirklich nur einem Fremden Obdach gewähren. Unter sich die riesigen Räume der Bibliotheken und Billardzimmer. Im Felde draußen trotzten an die zwanzig Ochsen beim Mondschein umher und der Fuchs brachte Totenklage unter eine Schar leichtsinniger Hennen, die auf den niedrigen Aesten der Bäume schliefen. Die Wände des Zimmers waren verschimmelt.

Nachdem ich zwei Jahre lang in diesem Hause gelebt, wurde ich von einer solchen Krankheit befallen, daß eine Epidemie ausbrach in unserer Umgebung. Es hieß, sie stamme her vom kleinen Frenchgirl im Hause der Lords. Dann wurden die Chlorvorhänge vor die Türen gespannt. Der ganze Flügel des Schlosses mußte vom Sanitätsdepartement aus revidiert werden, und der Arzt verordnete, daß niemand mehr dort schlafen dürfe. So hatte ich auch diesen Lord überwunden. Aber nach ein paar Jahren im Weltkrieg, da zog noch einmal ein Brüderpaar in dieses Totenzimmer ein. Das waren die Särge der Söhne Plyth of Pleß. Die beiden schönen Knaben waren gefallen im Weltkrieg, und niemand wußte mehr darum, daß David ein gelehrtes Haupt war und daß Richard eine süße Stimme hatte.

Immerhin trat noch einmal ein richtiger Lord auf. Dieser Lord war kein Geist und auch kein Engländer.

sicht nimmt, und einem solchen, das im Herzen Europas einen kleinen, sozialistischen Zukunftsstaat schaffen will und in unverständlicher Ueberheblichkeit glaubt, die Wirkung weltwirtschaftlicher Vorgänge in unserem Lande ausschließen zu können."

Der Bundesrat verzichtete ausdrücklich darauf, einen Gegenvorschlag aufzustellen, in der Ueberzeugung, daß es sich hier um eine prinzipielle Frage handle, bei welcher es nur ein Ja oder Nein gebe, daß aber die Kompromißlösung eines Gegenvorschlages unter diesen Umständen ausscheide.

Das Initiativkomitee hat seinen Standpunkt in einer Eingabe vom 25. Februar 1935 festgelegt. Hierauf hat sich die Bundesversammlung mit der Frage beschäftigt. Im Nationalrat wurde drei Tage lang debattiert; 20 Redner kamen zum Wort, weitern 23, die noch eingeschrieben waren, wurde durch Beschluß des Rates auf Schluß der Diskussion die Möglichkeit zum Reden genommen. Die Zeitungen haben seinerzeit über die Verhandlungen und die zum Teil in wenig erfreulichem Tone gehaltenen Voten orientiert. Die Abstimmung lautete mit 98 gegen 51 Stimmen auf Ablehnung der Initiative, bei 2 Enthaltungen und 33 Absenzen. — Die Diskussion im Ständerat stand wie üblich auf einer höhern und sachlicheren Stufe und konnte in zwei halben Tagen erledigt werden. Die Ablehnung der Initiative erfolgte mit 34 gegen 2 Stimmen. — Eine Minderheit der beiden Räte war für einen Gegenvorschlag eingetreten, der einen Teil der Postulate enthalten hätte, ohne so weit wie die Initiative zu gehen.

Die Volksabstimmung ist auf den 2. Juni festgesetzt, und der Kampf, von dem die Verhandlungen des Rates bereits einen Vorgeschmack gaben, ist unterdessen entbrannt.

Die Freunde der Initiative machen vor allem geltend, daß die Krise neue Wege verlange, daß bisher vom Bundesrat recht wenig und ohne bestimmten Plan getan worden sei und deshalb eine Verankerung dieser Probleme in der Verfassung notwendig sei. Das postulierte Recht auf eine ausreichende Existenz stehe jedermann zu und sei nur eine Ausgestaltung des bereits bestehenden Artikels 2 der Bundesverfassung, wonach der Bund „die Beförderung der gemeinsamen Wohlfahrt der Eidgenossen" bezwecke. Grundlegend für die Befürworter der Initiative ist die sog. Kaufkrafttheorie, nämlich Erhaltung der Kaufkraft durch Lohn- und Preisschutz. Da die Exportindustrie auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoße, müsse alles daran gesetzt werden, um die Inlandwirtschaft zu beleben, und das geschehe durch Aufrechterhaltung des bisherigen Lebensstandards. Dadurch werde vermehrte Arbeitsgelegenheit geschaffen und die Zahl der Arbeitslosen vermindert. Durch Abbau der Löhne dagegen sinke die Kaufkraft, was auf Handel, Gewerbe, Landwirtschaft und vor allem auch die Hotellerie zurückwirke. Die Inlandindustrie habe ebenfalls darunter zu leiden und vermehrte Arbeitslosigkeit sei die Folge. Anderseits aber fehlten trotzdem die Mittel, um die Exportindustrie wirksam zu unterstützen. Ferner würden durch Lohn- und Preisabbau Kapital und Schulden aufgewertet. Das sei aber nicht richtig, vielmehr solle das Kapital angesichts der großen Not gewisser Volksteile weitere Opfer bringen. Die Stellungnahme zur Initiative sei deshalb gleichbedeutend mit der Frage: für oder wider Lohnabbau. — Was die finanzielle Seite anbetreffe, so werde die Höhe der Ausgaben stark übertrieben. Es sei durchaus möglich, durch die erwähnten Mittel (laufende Einnahmen, Prämienobligationen und Anleihen) die erforderlichen Beträge aufzubringen. Auch dürfe nicht vergessen werden, daß die Maßnahmen, die der Bundesrat ohnehin beabsichtige, gewisse Mittel erfordern. — Es müsse zugegeben werden, daß die Durchführung der Kriseninitiative Schwierigkeiten biete: sie seien aber durchaus überwindbar, und wichtig sei, daß endlich einmal nach einem bestimmten Plan und mit energischen Mitteln gegen die Krise gekämpft werde.

Die Gegner der Initiative führen vor allem folgende Argumente ins Feld, die zum größten Teil in dem erwähnten Bericht des Bundesrates ebenfalls enthalten sind: Die Initiative sei in ihren wirtschaftlichen Zielen unklar und utopisch und enthalte eine Reihe von Bestimmungen, welche keinesfalls in die Bundesverfassung gehören. Ferner werde durch die Initiative eine Wirtschaftsdiktatur des Parlamentes geschaffen, indem sämtliche Durchführungsvorschriften von der Bundesversammlung endgültig aufgestellt würden. Das aber widerstrebe dem Schweizer, der gewohnt sei, ein Wort mitzureden. Ebenso sei zu befürchten, daß die Kantone ausgeschaltet würden, weil deren Heranziehung im freien Belieben des Bundes stehe. — In wirtschaftlicher Hinsicht bringe die Initiative nicht die gewünschte Hilfe. Die Schweiz sei wie kaum ein anderes Land auf den Export angewiesen. Die Schwierigkeiten für die Exportindustrie seien enorm groß und zum Teil durch Momente bestimmt, deren Bekämpfung nicht in unserer Macht liege: Verarmung ganzer Länder, Zollschranken, Kontingentierung etc. Umso mehr müsse darauf hintendiert werden, daß die Schweiz wenigstens hinsichtlich der Preise konkurrenzfähig sei, und das könne nur durch eine Senkung der Gestehungskosten, vor allem durch einen Lohnabbau erreicht werden. Es sei jedoch unrichtig, daß die Ablehnung der Initiative einem allgemeinen und sofortigen Lohnabbau gleichzusetzen sei. Derselbe werde nur angestrebt, soweit die Anpassung nötig sei, insbesondere werde darnach getrachtet, die für die Landwirtschaft notwendigen Preise zu halten. Wenn aber ein Land wie die Schweiz in so hohem Maße auf die internationalen Wirtschaftsbeziehungen angewiesen sei, so werde die Anwendung der Kaufkrafttheorie verhängnisvoll. Die Ursache der Ueberproduktion und Arbeitslosigkeit liege nicht daran, daß im Inland zu wenig konsumiert werde, sondern daß die Konsumstörung vom Ausland her an uns herantrete. Die Lebenshaltung könne bei dauerndem Rückgang des nationalen Einkommens nicht stabil gehalten werden. Es sei auch eine Ungerechtigkeit, das Einkommen einzelner Bevölkerungsschichten auf Kosten der andern hoch zu halten.

Die Initiative sei, auch wenn sie von verschiedenen Wirtschaftsgruppen ausgegangen sei und unterstützt werde, in ihrem gedanklichen Grundgehalt und in ihrer Auswirkung doch rein sozialistisch. Der Staat solle an Stelle des Einzelnen treten, ihm werde die ganze Verantwortung überbunden und er werde durch die Maßnahmen zum Lohn- und Preisschutz überall mitzureden haben. Das sei aber ein Unding, denn das Primäre müsse immer der Einzelne bleiben, weil sonst jede Energie, jede Unternehmungslust gelähmt werde. — Es sei unrichtig zu behaupten, daß der Bundesrat bis jetzt wenig gegen die Krise vorgekehrt und dieses Wenige planlos unternommen habe. Es seien eine ganze Reihe von Maßnahmen getroffen worden, sowohl sozialpolitischer Art (Arbeitslosenversicherung und Arbeitsnachweis), als auch handelspolitischer Art (Einfuhrbeschränkungen, Kontingentierungen, Förderung des Exports), als auch zum Schutze einzelner Industrien und Gewerbe (Uhren-, Hotel- und Stickereiindustrie, Kleinhandel und Gewerbe) und der Landwirtschaft. Weitere Maßnahmen seien durch den Bundesbeschluß betr. Krisenbekämpfung und Arbeitsbeschaffung beabsichtigt. Das Vorgehen sei nicht planlos, oft aber durch ausländische Maßnahmen in dieser oder jener Richtung beeinflußt. — Eine Lohn- und Preisreduktion bedeute nicht ohne weiteres eine Aufwertung der Schulden, indem es nicht auf den Brutto-, sondern auf den Nettoverdienst ankomme. Was die Kapitalaufwertung anbetreffe, so bestehe kein Zweifel, daß gerade das Kapital noch weitere Opfer bringen müsse und hiezu auch bereit sei.

Die Initiative sei in finanzieller Hinsicht für unser Land sehr gefährlich. Die Durchführung ihrer Postulate verlange ungeheure im voraus nicht fixierbare Summen. Da die laufenden Einnahmen heute schon die Ausgaben nicht mehr decken, scheide diese Finanzquelle aus, umso mehr, weil eine Erhöhung der Steuern bei der derzeitigen Belastung kaum mehr in Frage kommen könne. Prämienobligationen und andere Anleihen könnten wohl ausgegeben, müßten aber auch gezeichnet werden. Es stünden aber zufolge der Krise viel weniger Mittel zur Verfügung, und außerdem sei es fraglich, ob diese Mittel dann gerade dem Staat, der durch diese Finanz- und Wirtschaftspolitik immer mehr verschulde, anvertraut würden. — Verhängnisvoll werde vor allem auch die Rückwirkung auf unsere Währung sein, indem das Vertrauen in dieselbe schwinde. Eine Abwertung unserer Währung aber würde ganz veränderte und für unser Land unheilvolle Verhältnisse schaffen.

Dies sind in kurzen Worten die Argumente für und wider die Initiative, die zum größten Teil Behauptungen darstellen, weil die praktischen Erfahrungen ja noch fehlen. Zu einem Punkte allerdings haben die letzten Wochen bereits eine böse Erfahrung gebracht, nämlich darin, daß unsere Währung vom Ausland, das in der Initiative in erster Linie eine Währungsfrage sieht, sehr scharf angegriffen wurde, was augenfällig im Kurs unserer Bundesobligationen zum Ausdruck kam. Dies veranlaßte auch Herrn Ständerat Dr. Klöti, der wie viele Freunde der Initiative eine Abwertung des Schweizerfrankens durchaus nicht wünscht, dem Bundesrat die Anregung zu unterbreiten, die Währungsfrage solle als Kampfmittel für und wider die Initiative ausgeschaltet werden. So wünschenswert eine solche Lösung an und für sich gewesen wäre, hielt sie der Bundesrat doch nicht für möglich, in der Ueberzeugung, daß gerade diese Frage einen wichtigen Teil des ganzen Problems bilde und deshalb nicht und vor allem nicht mehr im jetzigen Zeitpunkt beliebig beiseite gelassen werden könne.

Unser Volk ist durch diese Frage in zwei große Lager getrennt, die in den kommenden Wochen noch scharf aneinander geraten werden. Möge der Entscheid vom 2. Juni zum Wohle unseres Landes ausfallen, und mögen vor allem Freunde und Gegner der Initiative nicht vergessen, daß sie einem Volk und Lande angehören und dadurch schicksalsverbunden sind, daß sie alle, wenn auch mit verschiedenen Mitteln, das Beste für unser Volk wollen und daß auch nach dem Abstimmungstage eine ersprießliche Zusammenarbeit möglich sein muß.

Dr. Elisabeth Nägeli.

Das Recht auf Arbeit

Immer wieder und in den verschiedensten Formen kämpfen uneinsichtige Elemente gegen die berufstätige Frau. So wurde auch an der Jahresversammlung des Schweizer. Kaufmännischen Vereins in Lausanne die Aufmerksamkeit der zahlreichen Anwesenden auf diese Fragen gelenkt durch einen Antrag von W. Syz, Zürich. Ueber den Inhalt des Antrages und dessen Behandlung lesen wir in der „N. Z. Z.":

„Herr Syz verlangte, daß angesichts der zunehmenden Arbeitslosigkeit die vorhandenen Arbeitsstellen durch einen numerus clausus den verheirateten und im heiratsfähigen Alter stehenden männlichen Angestellten reserviert werden. Zentralpräsident Gubser bemerkte in seinem warmen Plädoyer für die Gleichberechtigung der weiblichen Mitglieder, daß das Begehren nach Ausschaltung der weiblichen kaufmännischen Arbeitskräfte große Mißbilligung und Bedauern ausgelöst, zugleich aber auch Beunruhigung unter den Kolleginnen hervorgerufen habe. Zwei weibliche Stimmen aus der Sektion Zürich setzten sich in wohlgesetzter Rede für ihre Kolleginnen ein und machten auf den Widerspruch des Antrages mit den Zentralstatuten aufmerksam. „Vorläufig sind die heiratsfähigen Töchter noch nicht kontingentiert", erklärte Frl. Jost unter Heiterkeit. „Man kann also von einer Schweizerin gewiß nicht verlangen, daß sie den Platz einem Kollegen überlassen soll, damit er möglichst bald eine — Ausländerin heiratet!" Wie nach dem starken Applaus, mit dem jedes ablehnende Votum in dieser Frage quittiert wurde, zu erwarten war, ist der S. K. V. nicht gewillt, an der Stellung der weiblichen Mitglieder, denen in bezug auf ihre Leistungen und ihr Können, wie auch auf ihr Verhalten als Verbandsangehörige das beste Zeugnis ausgestellt wurde, irgend etwas zu ändern."

Wir freuen uns ob der eindeutigen Stellungnahme des K. V. Jahrzehntelange Erfahrung hat dem Verband wohl am besten gezeigt, daß die Frau als Kollegin des Mannes im kaufmännischen Betriebe am Platze ist und daß die Gefahr einer illoyalen Konkurrenz durch Frauen gerade damit herausbeschworen würde, wenn man die weiblichen Arbeitskräfte rechtlos und damit zu einer Kategorie zweiter Güte machte. Unterbietung durch ungelernte Kräfte wäre letzten Endes die Folge, welche der Antragsteller kurzsichtigerweise nicht bedachte. —

Auch wir Frauen gratulieren!

Der „Kirchenbote" der Großmünstergemeinde in Zürich bringt die Glückwünsche der Gemeinde Herrn Pfr. Eppler zu seinem 70. Geburtstag und gedenkt im Folgenden noch eines weiteren Geburtstagskindes:

„Nicht minder herzlich sollen aber unsere Glückwünsche an unsere liebe Pfarrhelferin,

Rosa Gutknecht,

gerichtet sein, die wenige Tage später, am 18. Mai, ihr fünfzigstes Lebensjahr zurückgelegt haben wird. Haben wir Herrn Pfr. Eppler den Vater der Gemeinde genannt, so dürfen wir füglich Frl. Gutknecht die Mutter der Gemeinde nennen. Wie viele werden an diesem Tage dankbar all der treuen Fürsorge gedenken, die sie ihnen in nimmermüdem Dienste zuteil werden ließ! Wenn alle die, die ihrem mütterlichen Wirken etwas zu verdanken haben, sich als Gratulanten einfinden wollten, dann hätten wir an der Münstergasse einen solch großen Umzug von allen möglichen seßhaften und wandernden Menschen, daß die Verkehrspolizei in Funktion treten müßte! Aber da würde sie sich wohl schleunigst auf die Flucht begeben, und so begnügen wir uns damit, ihr von Herzen zu danken und ihr zu wünschen, daß auch ihr immer neue Kraft geschenkt werde, damit auch sie nicht ermatte; denn sie muß ja nicht bloß „wandeln" und nicht müde werden, sondern vor allem auch sehr viel treppensteigen und nicht ermatten!

Der treue Gott segne unsere beiden Jubilare und schenke ihnen die freudige Gewißheit, daß Gottes Gnade an ihnen nicht vergeblich gewesen ist! Er erhalte sie uns noch lange!"

Gegen die Arbeitslosigkeit.

Für die „Brüder von der Landstraße".

Wer ist ihnen nicht schon begegnet, sei es an seiner eigenen Logistüre, sei es sonstwo, diesen fechtenden „Brüdern von der Landstraße", den von Ort zu Ort um Arbeit ziehenden flottanten Männern, den Wanderarbeitslosen, die in keine Arbeitslosenversicherung eintreten können, weil sie nie lange genug an einem Ort wohnen? Zu normalen Zeiten konnten diese — etwa 6—700 — von der öffentlichen und privaten Wohltätigkeit ohne allzu große Belastung getragen werden. Mit dem Einsetzen der Krise aber wuchs ihre Schar gewaltig, man rechnet heute mit ca. 10,000. Entsprechend hat natürlich die Hausbettelei zugenommen und ist zu einer eigentlichen Plage geworden, dies umso mehr, als es nicht wenige dieser „Kunden" sehr geschickt verstehen, mit Betteln sich monatelang durchzuhalten. Menschlich ist es aber gar nicht zu verantworten, daß 20—40jährige Männer (mehr als die Hälfte der flottanten Männer gehören diesem Alter an) durch die einträgliche Möglichkeit des Bettelns und Schwindelns, durch die „Mildtätigkeit an der Türe" zur Liederlichkeit und Arbeitsscheu förmlich erzogen werden. Denn für Private, ja auch für Erfahrenere, ist es einfach unmöglich, den Bittsteller an der Türe dahin zu beurteilen, ob die also erbetene Hilfe auch die richtige Art Hilfe sei. Hinzu kommt noch die hier doppelt große Gefahr des Alkohols.

Zwei Gedanken — wer arbeiten kann, soll nicht betteln; wer heute in der Lage ist, einem armen Bruder etwas zu geben, soll es tun, aber er soll es an einen Ort geben, wo es in Arbeitslohn für den Arbeitswilligen umgesetzt werden kann — diese beiden Gedanken bewogen nun eine

Arbeitsgemeinschaft

innerhalb der stadtzürcherischen Pfarrerschaft, der das Elend der Wanderarbeitslosen besonders auf Herz und Gewissen brannte, es mit einer Art Almosenablösung und entsprechender Arbeitsvermittlung zu versuchen. Private sollten die Beträge, die sie für solche Almosen auslegen würden (natürlich gerne auch mehr) an die neugeschaffene Zentralstelle für landeskirchliche Arbeitskolonien einbezahlen, also gewissermaßen ablösen und die um Hilfe Vorsprechenden dafür an die Zentralstelle weisen, die ihrerseits trachten würde, ihnen Arbeit zu verschaffen. Pfarrer Sturzenegger und die zürcherische Pfarrhelferin Rosa Gutknecht, die eigentliche Initiantin des Werkes, nahmen zunächst diese Arbeit auf sich. Einige Bauern im Kanton Zürich hatten sich bereit erklärt, mit solchen Männern außerordentliche, nicht speziell landwirtschaftliche, Arbeiten (Drainage, Rodungen) zu unternehmen, wenn von Seite der landeskirchlichen Arbeitskolonien der bescheidene Barlohn bezahlt würde.

In schöner Bereitschaft steuerten erst Einzelne, dann immer mehr Privatpersonen die Mittel bei, um die Arbeitenden zu entlöhnen. Die meisten Pfarrer und Kirchenpflegen Zürichs folgten. Alle erhielten dafür „Arbeitszuweisungskarten", die sie jedem Bittsteller statt irgendwelcher Unterstützung verabfolgen sollten, damit er auf dem Bureau Arbeit, Rat, Fürsprache, kurz eine Hilfe erlangen sollte. Nur dieses Heranziehen der breiten Bevölkerungskreise zum Unterhalt des Werkes hat die Hilfe in dem weitgehenden Maße möglich gemacht, wie es tatsächlich der Fall ist.

Geleistete Arbeit.

Bald genügten weder die 30 bis 40 Arbeitsplätze bei Bauern, noch die freiwillige Betätigung

---

Der Lord, der bei uns auftrat, kam aus Polen und hieß Graf Ivan und so weiter. Dieser Graf Ivan war unserm Hause zugeführt worden von Bim. Diese Bim, so verstand ich es, war die Freundin verschiedener hoher Häuser. Aus einem unbekannten Vorrat brachte sie junge Männer mit Titeln in die Gesellschaft. Dieser besagte Herr Ivan war der gesuchte Lebensspartner einer Menge von Missen, die ihm wie Silberlöffel in einem Etui vorgestellt wurden. Er brauchte bloß das Monogramm zu wählen, von allen Seiten standen ihm Parks und Schlösser zur Verfügung. Er war zu treffen bei Gardenparties, Oratorien und in der Sommerfrische auf der Insel Wight. Madame Plyth of Pleß hatte den Vorrang der Bewerbung für ihre Tochter. Es handelte sich hier um die Vorbereitung zu einer Ministerhochzeit.

Graf Ivan war klein und blond. Er spielte Klavier und Geige, sprach russisch und französisch, hatte einen Diener bei sich und erzählte von Wolfsjagden. Er amüsierte sich mit den reichen Mädchen und machte ihnen rote Köpfe. Bei dieser Gelegenheit trat nun zum erstenmal der Majordomo des gewogenen Gefühls vor mein Portal und sprach also: „Du bist kein Mensch in diesem Hause", sagte ich zu mir. „Wie es dir geht, kümmert keinen, du bist nur eine Nummer, nun wähle deine Chancen." Und wie nun am Abend alles glänzt von Silber und Gold und Blumen und Leuchtern und ich mich bescheiden in der Ecke verhalten soll beim Kaffeeservieren, damit die Leute in ihren duftenden Kleidern an mir vorüberlächeln können, weil ihnen ja einzig das Leben gehört, — da trug ich für Graf Ivan das hellgelbe Kleid mit den blauen Schleifen auf den Schultern, davon die Dienstmägde an unserm Heimatbrunnen sprachen. Und ich sagte in meinem Herzen: „Graf Ivan, du bist reich und leicht und kannst tun was dir Spaß macht. Du hast keine stummen Töne in dir, gezwängt unter den Deckel des Schicksals. Aber ich bin Gina Dettles, ausgesandt um einen Prinzen zu suchen. Und heute sollst du dich mit mir amüsieren, ob du willst oder nicht." — Und da tanzte ich plötzlich im gelben Kleid mit Graf Ivan den ersten Tanz meines Lebens. Und ich tanze ihm öffentlich und vor allen Leuten, wiewohl ich nicht dazu berufen bin. Und ich tanze vorüber und sehe die Blicke nicht, die mir erstaunt und häßig folgen. Ich ignoriere die Gesellschaft, die auch für mich nichts mehr bedeutet als eine Nummer im Programm. Wir tanzen durch den Saal, Graf Ivan und ich, und in den Haissur hinein, und ich weiß, daß Frau Plyth mich haßt. Aber es macht mir nichts aus. Ich fühle mich wie eine Königin. An diesem Abend spiele auch ich im Hause der Lords den Part, den ich will. Und draußen im Garten, da küssen wir uns. Warum soll ich es nicht sagen? —

Am Morgen findet man die zerknitterten Tanzkarten. Man findet auch die vom polnischen Grafen. Hinter dem Namen des Tanzes, den er mir geschenkt, steht vorn ihm geschrieben: "Little Puss in yellow". Das war das fürstliche Kleid. Aber ich nehme die Karte und verberge sie. Ich verberge meine Schande und meine Ehre gleichermaßen. Und dann kommt Madame Plyth in mein Zimmer und trägt das Gesicht verschoben im Kopf wie ein schiefes Plakat, so daß die Quadrate auf der Spitze stehen. Sie reibt die Hände und sagt: „Glauben Sie nur nicht etwa, daß der Graf Sie liebt, denn für ihn kommen ganz andere Leute in Betracht als eine Erzieherin." — Ich lege die Hände auf den Rücken und plötzlich überfährt mich ein eiskalter Schauder. «Madame», sage ich, und werfe meine Säue vor die Perlen, «gardez vos comtes, j'en ai pas besoin...»

Nun gesiel mir nichts mehr. Es gesiel niemand mehr. Ich hatte genug gelernt. Ich mochte die Haifischmänner nicht mehr lachen hören. Ich hatte genug von einsamen Abenden, hingegeben an Ahnen und Ratten und Fledermäuse. Etwas war in mir erwacht, das mehr war als bloß Selbsterhaltungstrieb, es war das Selbstbewußtsein. Und das mußte ich retten. Mit diesem Schatz in der Brust mußte ich weglaufen und sogar das schöne, gute Kind wieder an sich selbst zurückgeben. Das Kind, und den übriggebliebenen kleinen Hund, der meinen Fortgang nicht überlebte. Das Kind schrieb mir jeden Morgen während sechs Wochen einen Brief: „Meine einzige Freude bleibt, Sie wiederzusehen, und daß die Feien ein Ende nehmen." Und doch mußte ich sogar dieses Kind weggeben für mein Selbstbewußtsein.

Und dann spielten wir noch ein Spiel zusammen, Madame Plyth und ich auf dem Rasen. Der Monkey-Baum zirkelte seine gradlinigen Schatten, dazwischen die bunten Kugeln rollten. Und plötzlich sah ich das Spiel zwischen den Menschen. „Blödsinnige", sagte Madame Plyth, „sollte man auf ein Schiff sammeln und sie schmerzlos im Meer versenken." Nach diesen Blödsinnigen kamen die Kranken, die Armen, die Alten, und übrig bliebe eine gesunde, ewig junge Menschheit. Es ging noch weiter hinunter: „Hunden mußte man die Augen verderben, damit man sah, wie Blindheit wirkt. Tiere mußte man verhungern lassen, damit man sah, wie Hunger wirkt..."

Und plötzlich kann ich nicht mehr mitspielen. Frau Plyth schaut auf mit erstaunten, kalten Augen, mit ihren beringten Fingern hält sie den Hammer. Ich werfe den meinen weg. Ich renne davon und halte das Taschentuch vor den Mund. Und ich schreie in meinem Herzen: „Du darfst nicht gewinnen, hörst du? — Sonst erschlag ich dich und werf dich ins Meer, wo's am tiefsten ist..."

Sie verstand es nicht recht. Wie ich wegging, sagte ich: „Wenn noch einmal ein junges Mädchen aus der Fremde zu Ihnen kommt, so denken Sie daran, daß es auch ein Mensch ist..." Sie sagt: „Ich wußte nicht, daß Sie gelitten haben..." Ueber die Abgründe zweier Weltanschauungen reichten wir einander die Fingerspitzen. Mehr wußte ich nicht zu sagen. Ich ging.

Auch in der Schweiz war vieles anders geworden. Onkel Adalbert war nicht mehr da. Er war über die Brücke gegangen, die man ihm vielleicht angelegt hatte an einem fremden Seelenort. Und dann konnte er nicht mehr zurück und mußte den Weitergang „Glück" nennen, wenn er nicht „Unglück" sagen wollte. Als er starb, vermachte er alles seiner Frau und ihren Anverwandten, denn dies war der Pakt gewesen. Einmal nur hatte er aus diesem Grabe eine Hand erhoben. Als er mich eines Abends allein im Wohnzimmer traf, sagte er: „Gina, es ist dir nicht gut gegangen, sei lieb! —" Er küßte mich auf die Wangen. Es war ihm nicht möglich, sein Leben zu wenden. Als er starb, standen wir alle von fern und hielten ihm die Liebe über das Grab hinaus wie einen rechtmäßigen Hochzeitsring, denn an einem Unglück sind immer mehrere schuld.

Aber nach Jahren, da starb auch Emily. Sie starb allein im großen Haus. Und als der Tod kam, da fand er den „Herrn" nicht, von dem sie immer gesprochen. Und auch den Frieden nicht, den sie mit den Lippen verkündet. Er fand nicht einmal die Liebe. Er fand in diesem Herzen Geiz und Habsucht und viel Heuchelei. Und zu hinterst an der Wand stand das Bild der jungen, schönen Frau, die sie verdrängt und zerschwiegen und sich an ihre Stelle gesetzt. Und da warf der Tod das Herz um und drmitz es hin wie ein Widerliches in eine Ecke. Und als das Mädchen nach Hause kam, da fand es seine Herrin allein und erstickt im Pelzteppich. Wenn wir nur dem Gewollten begegnen könnten, so möchte mancher sein Leben zu hohen Freuden bringen auf Kosten aller andern; aber weil wir auch dem Ungewollten begegnen müssen, so stimmt das Ende nicht immer zum Anfang. Aber es nützt nichts,

auf dem Bureau, noch die lose Organisation der „LAKO" mehr den gesteigerten Ansprüchen.

Die schweizerische Vereinigung für Innenkolonisation organisierte für die „LAKO" im Sommer 1933 eine Kolonie für etwa 35 Mann im Meliorationsgebiet von Einsiedeln. Im Herbst 1933 richtete sie in Oerlikon-Schwamendingen Urbarisierungsarbeit ein für 40 bis 60 Mann. Die Männer wohnten in gemieteten Baracken und führten ihren Haushalt selber. Diese Kolonie wurde aber ein Jahr später aufgehoben zugunsten der Vergrößerung des „Werkheimes". Es war im November 1933 in Zürich geschaffen worden als Notunterkunft für nicht sofort placierbare Leute, die hier handwerkliche Arbeiten verrichten sollten. Der Verein Zürcher Brockenhaus läßt aus seinem Riesenlager gangbare Stücke für den Verkauf an Unbemittelte reparieren. Auch Gönner des Werkes geben Arbeit in Auftrag. Das bedeutet eine große und willkommene Hilfe, denn so können meist alle vorhandenen Handwerker ihre Berufsfertigkeiten anwenden. Ein Jahr später dehnte sich das Werkheim weiter aus, Schlafräume für 45 Männer und eine passende Verwalterwohnung wurden gewonnen, sowie ein Arbeitsraum für ca. 60 Mann, von denen ca. 15 auswärts ihre Schlafstellen haben.

Natürlich wären alle diese Gründungen nicht möglich gewesen, wenn alles Inventar hätte angeschafft werden müssen. Aber die edgen. Militärdirektion, der Schweiz. Verband Volksdienst, die Verwaltung des Kantonsspitals, der Stadtarzt u. a. halfen.

Die Sekretariatsarbeit stellt höchste Anforderungen an Kraft und Opferwilligkeit, denn die Besoldungen sind sehr bescheiden, die Arbeit groß, äußerst vielseitig und unberechenbar.

Dem Ausmaß der Arbeit entsprechend mußte auch die tragende Organisation gefestigt werden. Am 4. Mai 1934 wurde die bisherige lose Arbeitsgemeinschaft in den „Landeskirchlichen Verein Arbeitshilfe" umgewandelt.

Uebereinstimmend wird bezeugt, daß überall, wo die Arbeitszuweisungskarten konsequent ausgegeben werden, der Hausbettel ganz erheblich abgenommen hat. Damit ist bewiesen, daß arbeitsscheue und vagabundierende Elemente durch diese Einrichtung wie sonst durch nichts abgeschreckt werden. Wer sich aber scheut, auf dem Sekretariat vorzusprechen, hat in 90 von 100 Fällen etwas zu befürchten von der weitgehenden Kontrollmöglichkeit des Sekretariats und seiner Personenkenntnis auf Grund des Karteimaterials, über die Pfarrer oder Privatpersonen niemals verfügen können.

Es gibt nun also wirklich einen Weg der Hilfe für viele der „Brüder von der Landstraße". Je mehr Einwohner sich entschließen, ihre Gabe durch Gutsprache oder als Monats- oder Jahresbeitrag an den kirchlichen Verein Arbeitshilfe (Postscheck VIII 22 425) an die Bittsteller gelangen zu lassen und denselben dann strikte nur die Arbeitszuweisungskarte zu verabfolgen, desto rascher kann verwirklicht werden: Arbeit für den Arbeitswilligen, Vermittlung von wirksamer Fürsorge für den nicht Arbeitsfähigen, Ausschluß des lediglich Arbeitsscheuen von der öffentlichen Wohltätigkeit, bis er sich zum Gebrauch seiner Kräfte entschließt, und mit alledem wirksame Bekämpfung des Hausbettels.

Der Gedanke der Arbeitshilfe für Männer ist auch von weitern Kreisen aufgegriffen worden, besonders auch vom zürcherischen katholischen Caritasverband. Letzten Dezember fand in Zürich eine erste interkonfessionelle und interkantonale Zusammenkunft von Interessenten und Initianten statt zur Vorbereitung einer Zusammenfassung aller ähnlichen Bestrebungen. D.

Palästina und die Bedeutung der Frau für dessen Aufbau.

II.

Die Angesiedelten Palästinas haben nicht die Kraft, ohne Hilfe von außen alles aufzubauen. So sammelt die „Hadassah", eine amerikanische zionistische Frauenorganisation, Gelder zur Hilfe. Sie darf sich stolz die einzige Frauenorganisation der Welt nennen, die die gesamte öffentliche Wohlfahrtspflege eines Landes geschaffen hat. Schon 1913 wurden zwei ausgebildete Pflegerinnen nach Palästina geschickt, um in Jerusalem die Beratung von Müttern aufzunehmen. 1915 beginnt man den Feldzug gegen Malaria und die den ganzen Orient verseuchende Augenkrankheit Trachoma. 1918 wurde die „Hadassah Medical Organisation" geschaffen, die im ganzen Lande ihre Tätigkeit entfaltet. Hospitäler in allen Städten werden gegründet, Mittagessen an Schulkinder, Wäsche und Kleider an Bedürftige werden abgegeben. Die Krise läßt den Geldstrom von Amerika dünner rinnen: man entlastet sich, indem man die Spitäler zu Tel-Aviv und Haifa den lokalen Stadtverwaltungen übergibt und nur noch Subventionen ausrichtet. 1931 veranlaßt die Hadassah die Arbeiterschaft zur Gründung einer Landrankenkasse, die heute bereits 40 Siedlungen versorgt. — Die prophylaktische Arbeit der „Gesundheitszentren" für Angehörige aller Rassen und Religionen trägt außerordentlich zur Hebung des Gesundheitszustandes der Gesamtbevölkerung bei. Wir sahen in Jerusalem eine Schulhygiene-Ausstellung zur Belehrung der Kinder, eine Besserungsschule für Schwererziehbare, ein öffentliches Lesezimmer mit populär belehrenden Schriften, in Tel-Aviv die Kinderzahnklinik und ein Nahrungsmittel-Untersuchungslaboratorium, das gemeinsam mit der Vereinigung der Ingenieure betrieben wird. — 1933 besuchten 281,320 Personen die verschiedenen Hadassah-Polikliniken. Die Abteilung für Schulhygiene überwachte 31,455 Schüler in 327 Instituten. Eine verhältnismäßig große Zahl von Aerztinnen wird neben den Pflegerinnen verwendet. Die jüdische Aerztin wird auch von der Araberin in Anspruch genommen und geschätzt. Da Wald die Luft verbessert und Boden die Grundlage jeden Aufbaus bildet, steuerte die Hadassah 10,000 Bäume zur Aufforstung eines Waldes bei und verbürgte sich für 30,000 Dunam Boden in der Haifa-Bay. In diesen Tagen übernahm sie 300,000 Dollar gesondert aufzubringen zur Errichtung einer medizinischen Zentralstelle an der Universität Jerusalem. Speziell in der Schwangerenfürsorge trifft sich die Hadassah mit der „Wizo" (Internationale Zionistische Frauenorganisation), die 1919 in England gegründet, aus 44 Ländern Vertreterinnen von 70,000 Frauen an die Tagung entsandte. Ihr Ziel heißt: In planvoller Arbeit im Rahmen des Aufbaus Frauen- und Kinderfürsorge in Palästina zu betreiben und darüber hinaus die Frau zu einem aktiven Mitglied der politisch-jüdischen Gemeinschaft zu machen, ohne den Boden der politischen Neutralität zu verlassen.

Auf dreifache Weise sucht die „Wizo" der Frau die Anpassung an das Land zu ermöglichen:

1. Durch Ausbildung der Frau in allen Zweigen der Landwirtschaft. Die Mädchenlehrfarm Nahalal, in der Hauptsache von Kanada finanziert, entläßt jährlich etwa 80 vor allem in Gemüsebau ausgebildete Schülerinnen. Ihre Leiterin, Chana Meisel-Chochat, gehört zu den weiblichen Pionierinnen Palästinas. Vor 25 Jahren als junge Agronom-Studentin wanderte sie aus Grodno ein, um durch die Tat ihren Willen zum Aufbau zu bezeugen. Sie erkannte, daß nur eine regelrechte Ausbildung der eingeborenen und der einwandernden Jüdin die Verwurzelung des jüdischen Landwirtes in Palästina sichern würde. Ihren unermüdlichen Bemühungen gelang es schon 1911 mit Hilfe des deutschen Frauenverbandes für Palästinaarbeit in Kinereth die erste landwirtschaftliche Mädchenfarm zu errichten. Der Krieg zerstörte das geschaffene Werk. Doch wurde es später wieder ausgebaut. Im Augenblick weilt die Leiterin in England, um neue Methoden zu lernen, die sie zur nächsten Aussaat ihren Schülerinnen beibringen will. — Ayanoth, von der rumänischen Frauenliga finanziert, wird über kurz oder lang 120 Mädchen fassen. Ada Fishmann, die Leiterin der Farm, ist auch die Seele der Arbeiterinnenbewegung. Ada Fishmanns Bedeutung dokumentiert sich in der Tatsache, daß sie jetzt zum zweiten male in die Expertenkommission für Frauenarbeit beim Internationalen Arbeitsamt beim Völkerbunde gewählt wurde. — Gartenbauunterricht in den Schulen und Kurse von Wanderlehrerinnen ergänzen diese Arbeit.

2. Durch intensive hauswirtschaftliche Erziehung. Diese vermitteln Haushaltungsschulen, Abendkurse für arbeitende Mädchen, Wanderlehrküchen, Beratungsstellen für Hausfrauen. Das neueste sind von einer Haushaltungslehrerin geleitete Zusammenkünfte in Tel-Aviv von Frauen aus dem ganzen Lande zwecks Austausch ihrer Erfahrungen in Haus, Hof und Feld.

3. Durch Unterweisung der Mütter in moderner Säuglingspflege und konstruktiver Fürsorge für Mutter und Kind. In Tel-Aviv besteht eine Schule für Mütter. Schwestern gehen in die Häuser, da namentlich die Jemenitischen Jüdinnen meist noch zu indolent sind, Beratungsstellen aufzusuchen und Kurse zu nehmen. In Talpioth (Stadtteil von Jerusalem) sahen wir ein vorbildlich geleitetes Säuglingsheim. Der etwa 1000 Mitglieder umfassende schweizerische Landesverband steuert an das für zwei Jahre aufgestellte Budget der „Wizo" bei. Der Schweiz entstammen auch die beiden Generalsekretärinnen der Organisation. Viele Frauen, die in und außer dem Lande sich für dasselbe einsetzen, verdanken den Grundstein ihrer Bildung Schweizer Schulen und schweizerischen Universitäten.

Noch wäre viel zu berichten von dem Aufbau, bewerkstelligt von den verschiedenartigsten Elementen und gestaltet in einem unerhört raschen Tempo. Gerade den Frauen liegt ob, wie Prof. Weizmann ihre große Aufgabe skizzierte, „eine Kultur der Form zu schaffen, die nicht Luxus ist". Dr. E. Ringwald.

Was sagt die Leserin?

Zu

„Was ist Frauenart" *

wird uns ferner geschrieben:

Die Tatsache, daß man sich heutzutage klar werden will und muß über seine spezifisch weibliche Eigenart, läßt sich zurückführen auf zwei Erscheinungen, erstens auf eine innere Unsicherheit über das Wesen der Frau infolge der verschiedenen Meinungen, zweitens auf eine zunehmende Bewußtheit und bewußte Lebenseinstellung bei der Frau.

In früheren Zeiten, als die Frau, treu ihren innern Gesetzen in sich selber ruhte und ihren Lebenssinn in der Erfüllung ihrer Pflichten fand, seien es nun eheliche, mütterliche oder soziale gewesen, gab es keine solchen Probleme, die die weibliche Seele beunruhigten. Diese stellten sich erst ein, als nach der Zeit der Aufklärung, etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Frau durch zunehmende Intellektualisierung und Individualisierung zu einer bewußten Persönlichkeit wurde. Dadurch trat nämlich ein Zustand innerer Zerrissenheit in ihr Dasein, eine Spaltung in Natur und Geist, ein Drang nach Selbstauslöschung in der Liebe einerseits und Persönlichkeitsgestaltung andererseits, der zu schweren innern Konflikten führen mußte. Die Lösungsversuche aber gingen von einem Extrem ins andere, führten von der rein weiblichen Frau zu der vermännlichten Frau und brachten Verwirrung in die bis jetzt üblichen Ansichten über Wesen, Bedürfnisse und Fähigkeiten der Frau.

Da aber jeder Standpunkt in menschlichen Angelegenheiten in hohem Maße subjektiv ist, weil der Mensch ja nur aus seiner eigenen seelischen Struktur heraus auf andere schließen, andere verstehen kann, ist die Frage nach der weiblichen Eigenart, wie es auch die Verfasserin des Artikels (in Nr. 18) betont, nur aus der Entwicklungsgeschichte und Physiologie einigermaßen objektiv zu bestimmen.

Wir erkennen dann, daß alles, was weiblich ist, in Bau und Funktion, im körperlichen und seelischen Verhalten, organisiert ist zu empfangen, Leben zu geben und zu pflegen und damit einbezogen in den ewigen Kreislauf der Natur zwischen Werden und Vergehen ist, daß es passiv, d. h. erleidend dieser innern Notwendigkeit ausgesetzt ist, unfähig, wenigstens im Tierreich, sich dagegen zu wehren.

Dadurch fühlt sich die Frau verwandt allem Lebendigen, ein Teil der Natur und der Sinn ihres Lebens liegt letzten Endes in der Erfüllung des Naturgesetzes.

Man muß den Mut haben, sich einzugestehen, daß jeder andere Lebensinhalt Ersatz ist. Dieser kann hochwertig und fruchtbar sein, besonders nach außen, aber er erfaßt nicht das Wesentliche der Frau.

Aus der Naturverbundenheit und der passiven Bereitschaft ergeben sich die spezifisch weiblichen Charaktermerkmale. Aus ersterer die Instinktsicherheit, das Vorherrschen des Gefühles, das Bedürfnis nach seelischer Verbundenheit, die Fähigkeit der Einfühlung, die Empfindlichkeit. Aus letzterer die Sehnsucht nach Enthaltensein und Führung, nach Schutz und Geborgenheit, kurz die Notwendigkeit der Ergänzung durch die aktive männliche Eigenart. Daher rührt ferner der Sinn für Heim und Familie, die enge Begrenztheit, ausartend oft in Kleinlichkeit.

Wir haben eine Zeit hinter uns, wo die weiblichen Qualitäten zu wenig gewürdigt wurden, wo männlicher Geist und männliche Aktivität größte Bedeutung und Anziehungskraft für die Frau erhielten. Laut wurde jeder Vorstoß auf männliches Gebiet verkündet, immer wieder betont, wie intelligent, wie tüchtig, tätig, gesund und stark die Frau sei, wie fähig zu gleichen Leistungen wie der Mann, wenn sie erst freie Bahn habe. Man sah nicht, wie sehr man dadurch an Ansehen und weiblichem Einfluß verlor.

Nicht daran liegt der Fehler, daß man nach Erkenntnis und bewußter Geistigkeit strebt, denn dies ist eine entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit und es gibt kein zurück mehr in den paradiesischen Zustand des Unbewußten, auch im Dritten Reich nicht, sondern daran, daß man seine weibliche Art verdrängte, aus der Not eine Tugend machte, die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit den andern Pflichten voranstellte, das war natur- und kulturwidrig.

Die Frau von heute muß nach einer Einheit auf höherer Stufe streben, nach einer Synthese von Natur und Geist, Eros und Logos, mit Betonung des erstern. Es muß sich, wie Else Hoppe so schön sagt: „ein neuer Frauentypus bilden, der Instinkt und Intellekt wieder durch die Seele bindet, Blut und Geist durch das Herz versöhnt, der Erde und Himmel in seiner Menschlichkeit umfaßt."

Dann wird auch der Mann sich gezwungen sehen, aus seinem Rationalismus hinauszutreten, „psychologisch und erotisch sehend zu werden, damit er nicht hoffnungslos und knabenhaft bewundernd der voraussehenden Frau nachlaufen muß" (Jung).

Darin liegt die Kulturaufgabe der modernen Frau. A. W.-S.

* Vergl. Nr. 18 und Nr. 19. Weitere Zusendungen, auch Aeußerungen zur obigen Zuschrift werden noch entgegengenommen, zum Abdruck geeignete hier bekannt gegeben. Red.

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Tagung des Bernischen Frauenbundes und Gedenkfeier für Frau Amélie Moser-Moser 1839—1925

Samstag, den 25. Mai 1935, 11 Uhr, Verbandsgeschäfte. Samstag, 14 Uhr, Gedenkfeier in der Kirche: Orgelvortrag von Fräulein Amsler. Ansprache von Maria Waser über „Die Werke Amélie Mosers". Gesangsvortrag eines Frauenchors. Kurze Ansprache von Rosa Neuenschwander. Gemeindegesang: „Großer Gott, wir loben Dich".

Heimatwoche in Casoja.

Lenzerheide-See (Graubünden). 14.—20. Juli.

Veranstalter: Die Freunde Schweizerischer Volksbildungsheime; Die Religiös-Sozialen im Kt. Graubünden; Casoja Volkshochschulheim für Mädchen.

Die Gemeinde. Unsere zerrissene Zeit ruft nach Bindungen. Wo liegen sie? Die Heimatwoche von 1934 in Neukirch hat in diesem Sinne von der Familie geredet. Die Heimatwoche von 1935 soll einen Schritt weiter gehen und von der Gemeinde reden. Die Gemeinde als Gabe der Geschichte. Die Gemeinde als Aufgabe der Gegenwart. Wo liegt ihr Sinn und dessen Erfüllung?

Aus dem Programm: Warum Gemeinde? Woher kommt die Gemeinde? Ihre wirtschaftliche Stellung und Bedeutung in der Geschichte. Ihre rechtliche Stellung. Ihre wirtschaftliche Stellung und Bedeutung heute. Kommunalpolitik. Gemeinde als Faktor der Wirtschaft. Gemeinde und Genossenschaft. Die Bündner Dorfgemeinde. Der Gemeinde-Besitz und seine Bedeutung. Einblick in den Haushalt einer Dorfgemeinde. Die Gemeinde als Trägerin der Kultur. Dorfgeist. Dorfsitte. Gemeinde und Gemeinschaft. Der Sinn der Gemeinde und seine Erfüllung. Gemeinde oder Kirche? Die Urgemeinde.

Referenten: Dr. Gadient, Serneus; Pfr.

jedem Franziskaner nachzulaufen, sonst kommt man zuletzt ins Kloster. Und des Lebens großartiger Ausweg heißt Wandlung. Ewige Jugend, wilder, weißer Schwan der Seele...

Klara Hofer.

Zum 60. Geburtstag am 16. Mai.

Die nun sechzigjährige Klara Hofer darf auf ein ebenso umfang- wie inhaltsreiches Lebenswerk zurückblicken. Eine stattliche Anzahl von Romanen, größeren und kleineren Erzählungen — die z. T. außerordentlich hohe Auflagen erlebten — haben ihren Namen vor allem bei den deutschen Leserinnen bekannt gemacht. Setzen doch diese Bücher ein ganz besonderes Maß an Miterleben, Mitfühlen und Mitphantasieren voraus, wie es in erster Linie der weiblichen Leserschaft gegeben ist. Und doch ragen Klara Hofers Erzählungen ganz erheblich über den Rahmen einer sogenannten „Frauenliteratur" heraus. Denn diese Schriftstellerin macht es sich nicht leicht. Immer wieder spürt man die Ernsthaftigkeit und das Verantwortungsgefühl mit dem sie in die Abgründe und Hintergründe des menschlichen Lebens hineinleuchtet, immer drängt es sie nach neuer und schärferer Erklärung des im letzten Grunde ewig unenträtselbaren Rätsels: Mensch. Sie sucht es mit Vorliebe an den großen Gestalten der Geschichte und Kunst zu deuten, deren Denken, Fühlen und Handeln sie vor uns entrollt. So schreibt sie den Roman von Friedrich Hebbels schicksals- und schuldvoller Verstrickung („Alles Leben ist Raub"), das Buch vom Bruder Martinus (Luther), wagt sich an eine künstlerische Neugestaltung jener heiklen und vielumstrittenen Märe von dem mysteriösen Kaspar Hauser, leuchtet scharf in die gequälte Seele des unglücklichen August Strindberg („Der Büßer"), oder baut aus einem großen persönlichen Verstehen heraus das Leben der genialen Russin Sonja Kowalewsky vor uns auf. Nicht weniger als drei ihrer größten Romane hat Klara Hofer dem Genius Goethes gewidmet. In ihrem vielleicht merkwürdigsten und eigenwilligsten Buch „Die Mütter", das sich im Untertitel „Die Geschichte der Menschwerdung Goethes" nennt, spürt sie den weitverzweigten Wurzeln nach, aus denen der größte Deutsche seine Kräfte gezogen hat, jenen Urmächten der Vergangenheit, aus denen seine Persönlichkeit wurde und die in seinem Werke ihre höchste und sublimierteste Gestalt erhalten sollten. Die Mütter, das ist jene ehrwürdige Schar von Ahnfrauen, deren Blut Goethe in sich trug, und deren Anlagen unbewußt in ihm wirkten. In kaleidoskopartigen Bildern entrollt Klara Hofer das Schicksal dieser Frauen vor uns. Es ist eine bunte, vielgestaltige Genealogie, durch die man sich manchmal nur mühsam hindurchfindet, die aber stets lebendig, spannend und mitreißend wirkt. In dem Buch von den Müttern zeigt sich der für Klara Hofers Erzählkunst typischste Zug vielleicht am allerdeutlichsten: Leben und Geschehen werden nicht als ein zusammenhängendes Ganzes im breiten erzählenden Fluß geschildert, sie erscheinen in einzelnen Episoden, blitzlichtartig beleuchteten, abgerissenen Szenenausschnitten vor uns. Die reale Handlung wird dabei oft unvermutet durch Seelenstimmung, Reflexion und Meditation unterbrochen, die objektive Darstellung vom Autor aus wechselt mit dem persönlichen Ich-Bekenntnis des Helden ab. Es herrscht ein merkwürdiges Hell-Dunkel über Ereignissen, an denen wir oft kaum unterscheiden können, ob sie der Wirklichkeit, dem Traum oder einem seltsam zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten, schwebenden Zustand der menschlichen Seele entstammen. So kommt es, daß diese zuweilen sehr dynamisch anmutende Erzählung packend und beunruhigend zu gleicher Zeit wirkt.

Der den „Müttern" chronologisch folgende, in seiner zeitlichen Entstehung aber jüngste Goetheroman Klara Hofers „Frühling eines deutschen Menschen" befaßt sich mit den Kindheits- und Jünglingsjahren des Dichters. Der Eindruck des Anmutigen, Idyllischen, kontrastiert in diesem Buche — ungeachtet aller Spannungen und dramatischen Momente der Sturm- und Drangzeit, die wir hier finden, — aufs glücklichste zur schicksalsschweren Düsterkeit des älteren Werkes; die überaus reizvolle Schilderung des Milieus, und der mitteldeutschen Landschaft, die ihr selbst zur zweiten Heimat geworden ist, bilden hier den lebensvollen Hintergrund für die Entwicklung des jungen Genius. In dem „Goethes Ehe" betitelten, zeitlich frühesten Goetheroman endlich hat Klara Hofer das vielumstrittene Problem der Beziehungen Goethes zu Charlotte von Stein in den Vordergrund ihrer Betrachtung gestellt.

Man mag in der Beurteilung des Genres der romanhaften Seelenbiographie, wie wir sie in diesen Büchern finden, an und für sich geteilter Meinung sein; die Frage ob und wieweit es berechtigt oder zulässig ist, eine große Persönlichkeit auf die hier geschilderte Art und Weise zu sehen, kann einzig durch die künstlerische Leistung entschieden werden. Zweifellos bringt Klara Hofer für die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, soviel Intellekt, Phantasie, warme Empfindungsfähigkeit und nicht zuletzt Ehrfurcht mit, daß es ihr gelingt, ein lebendiges und eindringliches Bild ihrer Helden vor uns hinzustellen und die Tragik der Kämpfe, in denen je und je ein großer Schöpfergeist sich zu seiner Sendung befreite, ahnen zu lassen.

Die dichterischen Vorzüge von Klara Hofers Kunst aber kommen vielleicht am reinsten in zwei kleinen Büchlein zum Ausdruck, deren erstes vor längerer Zeit erschien, während das andere uns als köstliche Gabe zum letztjährigen Christfeste beschert wurde. Es sind dies die Erzählung „Maria im Baum", in der wir erleben, wie die Begegnung mit einem Eichhörnchen dem Dasein eines verbitterten und menschenfeindlichen Sonderlings eine neue Wendung gibt, und die in der Bücherei des evangelischen Eckart-Kreises unter dem Titel „Die hellste Nacht" erschienene Sammlung von drei Novellen, in denen wir erfahren, wie das Wunder der Christnacht an die Herzen der Menschen zu den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Lebensumständen mit seiner göttlichen Allgewalt rührt. In diesen schlichten kleinen Erzählungen spricht eine wissende, warm empfindende Frau zu uns, und man möchte darum diese Büchlein in die Hände der vielen Menschen unserer Zeit legen, denen der Glaube an das Leben und die Ehrfurcht vor dem Wunder der göttlichen Güte mehr als alles andere noktut.

Maria Nils.

Schweizerware kaufen heißt Arbeit schaffen.

Guidon, Scharans; Pfr. Felix, Präs.: Pfr Lejeune, Zürich; Alfred Stern, Zürich, u. a.

Pensionspreis: Fr. 5.— oder 6.— je nach Zimmer.

Kursgeld: Fr. 10.— bis Fr. 12.—, für einzelne Tage Fr. 2.—.

Anmeldungen und Auskunft: Casoja, Lenzerheide-See.

Kleine Rundschau

Ein bedeutendes Legat.

Der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirkes Zürich fällt nach Ausrichtung von Legaten im Gesamtbetrag von 1,600,000 Franken laut Testament der 1933 verstorbenen Frl. Bertha Reiser aus Fischenthal noch der alle Erwartungen übersteigende Restnachlaß von 1,141,000 Fr. zu. Laut Beschluß der Gesellschaft wurde im Einverständnis mit der Schweizerischen Kreditanstalt als Testamentsvollstreckerin im Sinne der Testatorin an 101 charitative Werke und kulturelle Institutionen Beträge in der Höhe von 1000 Fr. bis auf 30,000 Fr., total 641,000 Fr., gewährt, die große Freude auslösten. Der Rest des Vermächtnisses im Betrage von 500,000 Fr. wurde als „Bertha Reiser-Fonds" in mündelsichern Wertpapieren angelegt und wird für Hilfebedürftige, sowie zur Hebung der Volkswohlfahrt und Volksbildung Verwendung finden.

Mehr Sozialversicherung in U. S. A.

Zu den Fragen der Sozialversicherung nahm Arbeitsminister Mrs. Perkins auf einem Gewerkschaftskongreß Stellung. Sie führte u. a. aus: Der vom Präsidenten Roosevelt errichtete Ausschuß für wirtschaftliche Sicherheit, an dessen Spitze Mrs. Perkins berufen ist, prüft die Fragen der Sozialversicherung, besonders Alters- und Arbeitslosenversicherung.

Die Sozialversicherung ist in den Vereinigten Staaten nicht vollständig neu, denn in 44 Bundesstaaten werden die Gesetze über die Entschädigung bei Arbeitsunfällen durchgeführt, die wenigstens einen begrenzten Schutz gegen Arbeitsunfälle und in bestimmten Fällen auch gegen Berufskrankheiten gewähren. 46 Bundesstaaten führen Gesetze über Witwenrenten durch und 28 Bundesstaaten haben gesetzliche Regelung der Altersrenten.

Ein erstes Arbeitslosengesetz wird in Wisconsin durchgeführt. Nach Ansicht von Mrs. Perkins hätte in vielen Fällen die Schwere der Wirtschaftskrise gemildert werden können, wenn eine Arbeitslosenversicherung in den Vereinigten Staaten bereits vor 1929 eingeführt worden wäre. Der Gewerkschaftskongreß nahm eine Entschließung an, durch welche die Bundesregierung aufgefordert wurde, die Bundesstaaten durch Bereitstellung von Bundesmitteln für die Arbeitslosenversicherung zu unterstützen, falls die Verfassung die Errichtung einer einheitlichen Arbeitslosenpflichtversicherung für das gesamte Bundesgebiet unmöglich mache.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Eine Kindervorstellung.

„Der blaue Vogel" (L'oiseau bleu) kommt Mittwoch, den 22. Mai, nach Zürich (Kaufleuten). Damit ist nicht die bekannte, gleichnamige Künstlertruppe gemeint, sondern es handelt sich um die Darstellung des Märchens von Maeterlinck. Schauspieler sind

20 Buben und Mädchen

im Alter von 4 bis 15 Jahren aus dem Heim „Chez-nous" in Le Mont ob Lausanne. In allen größern Städten der welschen Schweiz ist dem feinsinnigen Märchenspiel begeisterte Aufnahme und wohlwollende Kritik zuteil geworden: „Es erfreut, bewegt und begeistert Groß und Klein". Bühnenbilder und Tänze verraten künstlerische Begabung und Geschick, auf einfache Art starke Eindrücke zu vermitteln. Kinderhände haben die farbenfrohen Kulissen und Plakate bemalt, alle Gewänder genäht. Jedem Kind ist im Spiel die seiner individuellen Veranlagung entsprechende Rolle zugeteilt, es spielt, nein, es lebt in ihr mit der ganzen Hingabe und Intensität, dessen ein kindliches Gemüt fähig ist. — Diese Kinder spielen aber nicht nur aus Freude am freien Gestalten, Tanzen und „sich Verchleide". Der Ertrag ihrer Aufführungen soll mithelfen, ihnen „Chez-nous", ihre zweite Heimat, zu erhalten. Die beiden Gründerinnen des Heims, Marthe Fillion und Lilly Lochner, haben von Anfang ihre ganze Kraft, ihr ganzes Vermögen der großen Kinderfamilie geopfert. In 12 Jahren sind nun aus kleinen Kindern große Kinder geworden, aber auch die materiellen Lasten sind gewachsen, während die finanziellen Mittel zu Ende gehen. Nur mit innerem Widerstreben sind die beiden Leiterinnen mit ihrem Werk an die Oeffentlichkeit getreten. Die Sorge um ihr Lebenswerk, um das ungewisse Schicksal ihrer 30 Schützlinge, von denen keiner ins Elternhaus zurückkehren kann, zwang sie zu diesem Schritt. Der Erfolg ihrer erzieherischen Tätigkeit unter diesen Niemandskindern, ihre Pionierarbeit auf dem Gebiete der neuzeitlichen Erziehung wird von bedeutenden Pädagogen gewürdigt. In der welschen Schweiz haben sich Freundeskreise gebildet, um das Heim am Leben zu erhalten. Möge den kleinen Spielern auch in Zürich eine gute Aufnahme und viel Erfolg beschieden sein.

Billettvorverkauf f. d. Abendvorstellung besorgen die Librairie Française, Rämistr. 5, und Confiserie Chardon, Waaggasse 5. (Billette à Fr. 1.10, 2.20, 3.30, 4.40.)

Zürich: Frauenstimmrechtsverein. 22. Mai 20 Uhr, Olivenbaum, Mitgliederversammlung: Referat von Frau Dr. M. Mindlin, Winterthur, über „Eindrücke vom Kongreß für Frauenstimmrecht in Istanbul".

Basel: Vereinigung für Frauenstimmrecht. 22. Mai, 20.15 Uhr, im Münstersaal Bischofshof: Vortrag von Mme. Malaterre-Sellier, „Le malaise universel".

Bern: Mitgliederversammlung der Gruppe Bern der Frauenliga für Friede und Freiheit. 24. Mai, 20.15 Uhr, im Restaurant Pfyffihof, Neuengasse 30. Bericht von Christine Bragger über „Eindrücke aus der Saar nach der Abstimmung". — Von Clara Ragaz: Aus der Int. Arbeit der I. F. F. F., Bericht über die Sitzung des Exekutive-Komitees der I. F. F. F. in London.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32.203

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 22.608

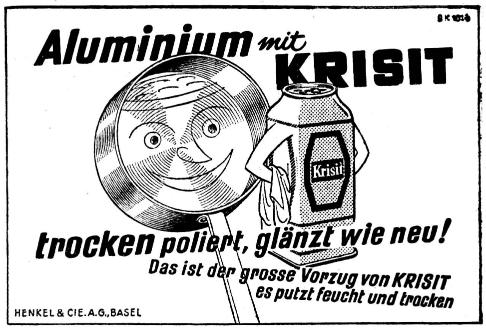
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Bücherfreunden empfiehlt sich **Wilh. Aug. Müller** Buchhandl. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel. P 4396 Q

Flechten
jeder Art auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra"**. Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus.** OF13010Z

Inserate
für offene Stellen u. für Stellensuchende
haben guten Erfolg
im
Schweizer Frauenblatt



P 307 Q

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 65 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461 P179Z
KOCH KURS 4. Juni 12. Aug. je vormittags 6 Wochen
Kochbuch, 3. Aufl. im Selbstverlag oder durch Buchhandlungen zu beziehen. **Preis 12 Fr.**

Sehr geehrte Hausfrau!

Zwieback wird heute noch nicht so geschätzt, wie es sein sollte. Man weiss nämlich oft nicht, wie man ihn essen soll. Meistens wird er so gegessen, wie er aus der Packung kommt. Mit Butter bestrichen ist er ein Leckerbissen, zu Tee eingenommen, regt er an und kräftigt. Zum Abendessen lassen sich mit Zwieback innert einer Minute herrliche Fruchtschnitten bereiten.

ZWIEBACK KLÄUI
La Chaux-de-Fonds

1 kg Postpaket gegen Nachnahme 4 Fr.
Probesendungen à 1 Fr. F17

P 243 Z
ORO KOCHFETT
Feinstes Spezialprodukt mit höchstem Buttergehalt (25% Butterfett)
Fabr. Flad & Burkhardt A.-G., Zürich-Oerlikon, Telephon 68.445

Gesundheit bringt Lebensfreude!
Ob erholungsbedürftig nach Krankheit oder Operation, ob ferienbedürftig, Sie finden für kürzere oder längere Zeit in jeder Beziehung denkbar beste Unterkunft in komf. Privathause an hervorragend schöner und milder Lage der Ostschweiz. Anfragen unter Chiffre B 18 an die Administration des Schweiz. Frauenblatt

Betriebsküchen, Kantinen Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten Rebsamen-Teigwaren
Es wird nur erstklassiger, kanadischer Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern
MIGROS
Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
111-10

Auf dem Weg.....

Von vielen Seiten hören wir, daß der Zeitverlust bis zur Entscheidung des Schweiz. Hoteliervereins am 20. Mai sehr zu bedauern sei, einmal für die Hoteliers wegen des Vorrückens der Saison und dann für die Sache selbst, wegen der Gefahr, daß sich der »Hotel-Plan« durch den Zeitverlust diese Saison nicht mehr richtig auswirken kann. Unsere Antwort: Immer und immer wieder haben wir betont, daß nur durch Zusammenfassung aller Kräfte der größte Erfolg ohne riesige Reibungsverluste zu erreichen sei. Wir wollen nun beweisen, daß wir **alles** tun, um eine **Zusammenarbeit** zu ermöglichen. Gelingt uns dies nicht — dann müßte allerdings die Verantwortung für einen Kampf ganz auf die Seite der Verbandshemmungen fallen. Am Verband wird es also sein, zu zeigen, ob eine wirtschaftliche Gesundung **mit** dem jetzigen Verbandssystem möglich ist, oder nur **gegen** dieses. Denn es sei zum voraus festgestellt, daß der »Hotel-Plan« nach dem 20. Mai **auf alle Fälle** marschieren wird, **mit** oder **ohne** Hotelierverein. Zu Groß ist der Widerhall, den unsere Aktion beim Volk und bei den einzelnen Hoteliers ausgelöst, um die Aufgabe der Wiederbelebung des ganzen Fremdenverkehrs einfach fallen zu lassen, selbst wenn dies uns noch viel größere Opfer einbringen sollte.

Wir wiederholen. Alles Mögliche soll geschehen, um eine Einigung zu ermöglichen. Scheitert aber diese an Forderungen, die einen Erfolg der Aktion von vornherein verunmöglichen würden, so sehen wir klar den **andern** Weg vor uns.

Der Hotelierverein hat in Baden nebenbei und offensichtlich als Kampfmaßnahme beschlossen, daß, falls die Tarife an einem gewissen Ort unterboten werden, die betreffenden Sektionen autorisiert sind, ihre Preise sofort auch zu senken. Damit soll es, wie es scheint, der »Hotel-Plan« im Fall einer Ablehnung unseres Projektes durch den Hotelierverein unmöglich gemacht werden, die Besetzungsgarantie von 85% zu erfüllen. Diese kämpferische Einstellung ist aber grundfalsch. Gerade dadurch, daß an einem bestimmten Platz aus Konkurrenzgründen die Preise denen der »Hotel-Plan« angepaßt würden, wäre der Zweck erreicht, **ohne** daß die »Hotel-Plan« große Garantien eingehen müßte. Es würde genügen, einige wenige Hotels an einem Platz auf den »Hotel-Plan« zu verpflichten und die andern würden ihn nolens volens mitmachen! Dann hätten wir allerdings die moralische Pflicht, die »gegnerischen« Hotels auch zu »füllen«, und das würden wir auch mit allen Kräften anstreben und fänden sicherlich in diesem christlichen Bestreben und angesichts der billigen Preise und der durch die Konkurrenz hochgehaltenen Qualität fröhlichste »kampfbereite« Mithilfe bei der Bevölkerung; so würden eben alle Hotels bei billigen Preisen rentabel, ob sie wollen oder nicht!

Auch in der Struktur der Finanzierung und des Einflusses gibt es **zwei** Lösungen: **Entweder** ermannen sich diejenigen Kreise, die heute Einfluß und Mittel haben, und stehen nicht »gespannt« beiseite, sondern greifen wacker zu, **oder** die Sache wird im Volk noch populärer, denn ein mutiger Kampf für eine prima Sache weckt sowohl den Sportgeist als den Helfergeist im Volk, und ganz offen gestanden, das ist ja der Weg, den die Migros in steilem Anstieg immer ging. Damit wachsen aber nur die im Volk bestehenden Antipathien für die sogenannten »einflußreichen Kreise«, Organisationen und ähnliches.

Will man vor allem Volk den Beweis erbringen, daß die bestehenden Organisationen **unfähig** sind, Kraftvolles, Kühnes und Neues mitzuschaffen, oder will man es das eine Mal versuchen, in jugendlichem Eifer mitzumachen?

Wir hoffen bestimmt, daß gerade der Hotelierverein, in dessen Reihen viele Unternehmernaturen zu finden sind, sich endgültig auf die Seite der mutigen Initiative und Tatenfreude schlagen wird.

Je länger je mehr

sind wir der Ueberzeugung, daß die schweizerische Hotellerie und die Bahnen durch ein Zusammenspielen wieder in Vollbetrieb gesetzt werden können.

Es handelt sich um gar nichts geringeres, als Paris nach Basel oder Les Verrières, Frankfurt a. M. nach Basel, Brüssel nach Rheinfelden, Lyon nach Genf oder Mailand nach Giornico zu verlegen **im Sinne des Fahrpreises.**

Die folgende Tabelle gibt den Beweis dafür, daß dies durch eine entschlossen durchgreifende Organisation möglich ist:

Heutiger Fahrpreis:	Fr. (hin und zurück)	**Fahrpreis mit »Hotel-Plan«:**	**Fr.**
Basel-Chur	28.75	**Paris-Chur ...**	**38.45**
Genf-Montreux ..	12.20	**Lyon-Montreux**	**11.15**
Giornico-Brunnen	17.—	**Milano-Brunnen**	**17.10**
Basel-Lugano ...	35.50	**Frankfurt a. M. Lugano**	**39.90**

Darin liegt die überragende Bedeutung des »Hotel-Plan«-Werkes. Wer wagt es immer und immer noch, Zweifel und Mißtrauen zu säen, anstatt mitzuhelfen die schweizerischen Verkehrszentren den Metropolen Europas näherzubringen?

Man wird eben womöglich tägliche, a **fahrplanmäßige Extrazüge** organisieren, die unser Land von heute auf morgen unsern Nachbarn erschließen. Da erkennt jedermann, daß unser Zweck ein durchaus allgemeiner ist, denn wir werden auf unseren Extrazügen **jedermann** fahren lassen, der in der Schweiz einen gewissen Minimal-Aufenthalt nimmt. Davon werden auch die Hotels profitieren, die mit dem »Hotel-Plan« **nicht** mitmachen. Es ist deshalb zu hoffen, daß man in gewissen hetzerisch-händlerischen Sekretärkreisen langsam einsieht, daß es unverantwortlich ist, gegen eine Sache zu agitieren, die **allgemein-schweizerischen** Charakter hat.

Unsere Anstrengungen gehen dahin, auch mit den **Banken**, die heute mehr als je Hauptbeteiligte an der Hotellerie wie an den Verkehrsunternehmungen sind, eine konferenzielle Besprechung zu erreichen. Es hat keinen Sinn, bis am 20. Mai zu warten, sondern es muß auch die Lage ins Auge gefaßt werden, die entstünde, wenn der Hotelierverein wider unsere Hoffnung mit der »Hotel-Plan« nicht einig wird.

Auch das Eidg. **Volkswirtschaftsdepartement** haben wir gebeten, eine Konferenz sämtlicher Interessenten einzuberufen, damit durch eingehende Diskussion die ganze Tragweite des Planus richtig abgeschätzt werden könne.

Wir lehnen aber jede Verantwortung in aller Oeffentlichkeit ab, wenn durch Verschleppung oder Verzögerung von Aussprachen eine Verständigung verunmöglicht wird.

Ist es denn unbedingt nötig, daß die Migros und ihr Leiter zeigen, daß sie zusammen mit dem Volke ganz allein das Große fertig bringen? Die immense Aufgabe würde uns sicher auch die nötige Kraft zur Lösung geben. Aber wieviel schöner und für die Zukunft beruhigender wäre es, wenn **Zusammenarbeit** auf ein allgemeines Ziel hier möglich wäre!

Wie stellen sich die Konsumgenossenschaften zur Wiederbelebung der Hotellerie, wie die Firmen Maggi, Lenzburg, Kaffee Hag, wie die Brauereien: **Für oder wider?** Die Hotels und Pensionen sind die Abnehmer jener Unternehmungen. Wollen sie helfen oder hindern? Wir wollen Zusammenarbeit. Wenn sie verweigert wird, werden wir alle zeigen, was wir aus eigener Kraft mit den Migroslieferanten und mit den Anteilzeichnern vermögen!

Die Werber haben mit ihrer schweren Arbeit begonnen; sie tun es freiwillig, aus Ueberzeugung. Nehmen Sie sie gut auf und denken Sie daran.

Wenn ein so wichtiger Teil unserer Wirtschaft wie Hotellerie und Verkehr wieder aufkommt — dann werden damit Eigentum und Einkommen edes einzelnen gesichert, dann setzen Arbeitsmöglichkeit und Verdienst für unzählige Leute ein.

Jede Zeichnung von Genossenschaftsanteilen, die vor dem 20. Mai stattfindet, hat

das doppelte moralische Gewicht.

Nächste Woche werden wir nach Paris, London, evtl. Amsterdam gehen, um die Vorarbeiten vorzunehmen, damit das Ganze sofort nach dem 20. Mai in Funktion treten kann.

Denjenigen, die beängstigt scheinen, daß ich die Migros unterdessen »im Stich« lasse, seien die Worte der eidg. Preisbildungskommission zitiert (Bericht S. 98):

»...Allerdings verfügt auch hier die Direktion« »über sehr geschäftstüchtige Mitarbeiter...«

Und übrigens, verehrte Migrosfreunde, was nützt es, eine gute Migros zu haben, wenn die übrige Wirtschaft zusammenbricht? Und deshalb gehe ich

100 % auf den »Hotel-Plan«

„Hotelplan"-Versammlung Luzern

Am Donnerstag fanden sich über 2000 Personen im großen Kunsthaussaal in Luzern ein. — Thema »Hotelplan«. Der »Detaillistenverband Luzern« hatte mittels Zirkular aufgefordert, den Saal schon ¾ Stunden vor Beginn zu besetzen und die »Vertrauensleute« mit Beifall zu unterstützen. Das Publikum lehnte sich aber gegen Abweichungen vom Thema auf, und wir hatten alle Mühe, Ruhe zu schaffen, damit diese bestellten Sprecher reden konnten.

Im Anfangsstadium des Hotelplanes war eine sachliche Diskussion möglich und selbstverständlich. Inzwischen hat sich ein organisierter Widerstand gebildet, und es scheint, wie wenn eine wirtschaftliche Frage größter Tragweite ihrer Entscheidung nahe sei: Soll die schweizerische Wirtschaft von sich immer enger zusammenschließenden Klüngeln aus dirigiert werden und läßt sich die Regierung unter deren Druck setzen **oder** gelingt es in letzter Stunde, noch Luft zu schaffen für die Persönlichkeit des Unternehmers, Raum für seine Initiative, um sich aus eigener Kraft durch- und emporzuarbeiten.

Der Präsident der Luzerner Hoteliers machte, allerdings in seinem **persönlichen** Namen, Anspielungen, wie wenn Repressalien gegen Hoteliers in Aussicht ständen (Verweigerung von Subventionen), die sich gegen den Willen des Hoteliervereins aus eigener Kraft durch den Hotel-Plan selbst helfen wollen. Er stellte als Voraussetzung der Mitarbeit in Aussicht, daß am 20. Mai ein Ausweis über 2 Millionen Franken Genossenschaftskapital, also das, was wir uns als das höchste Ziel einer vielleicht monatelangen Werbearbeit gesetzt haben, vorliegen müsse, sowie fix-fertige Verträge mit der SBB., den Lokal- und Bergbahnen und der Schiffahrt — währenddem es den Herren vom Hotelierverband vollständig bewußt ist, daß gerade durch die Verlegung ihres Entscheides auf den 20. Mai alle notwendigen Vorarbeiten verschleppt und verzögert werden.

Wir stellen fest, daß der Wille der Delegiertenversammlung des Schweiz. Hoteliervereins klar und deutlich, ohne eine einzige Gegenstimme, dahin ging, daß eine neue Tarifstufe ausgerechnet und der Vertrag bereinigt werden müsse. Die Präsidentenkonferenz vom 20. Mai **wird im Sinne der Delegiertenversammlung** als ausführendes Organ den Willen, zusammenzukommen, nicht ignorieren dürfen.

Man erinnere sich der bewegten Worte der kleineren Hoteliers der **notleidenden** Plätze und führe den Willen der Delegiertenversammlung getreulich aus, dann **muß** das große Werk, das nach wenig Wochen schon das Volk erfaßt hat, gelingen; die Hotellerie und der Reiseverkehr werden zur nationalen Sache und als solche mit Volkskraft zur früheren Blüte gebracht.

Erziehung und Hauswirtschaft.

Englische Grundsätze in der Mädchenerziehung.

Die Mädchenerziehung in England, sofern sie sich in Schulen organisierte, ahmte in ihren Anfängen ähnlich wie auf dem Kontinent Ziele und Methoden der entsprechenden Knabenanstalten nach. Das ist auch verständlich, handelte es sich doch darum, den Erweis zu bringen, daß Frauen imstande sind, das Gleiche zu leisten wie die Männer, was nur geschehen konnte, wenn sie den gleichen Bildungsgang hatten, die gleichen Examina bestanden. Erst allmählich begann sich der Gedanke durchzusetzen, daß Mädchenbildung etwas anderes sein müsse als sklavische Nachahmung der für die Erziehung des Knaben erprobten und gültigen Grundsätze, daß bei solcher Erziehung, in der die weibliche Eigenart unberücksichtigt bleibt, vieles verkümmern muß, daß schließlich, wenn Mädchenerziehung wirklich angemessen und fruchtbringend sein soll, neue Ziele aufgestellt, neue Wege zu ihrer Beschreitung gesucht werden müssen.

Aber noch sind dieser Weg und dieses Ziel nicht gefunden, alles ist bislang noch ein unsicheres Tasten, nur an wenigen fortschrittlich gerichteten Schulen wird experimentiert, in der Mehrzahl der Anstalten gelten noch, abgesehen von einigen Konzessionen, die der Zeitströmung gemacht worden sind, durch Einführung von Hygiene und Hauswirtschaftslehre als Unterrichtsfächern, die alten übernommenen Vorstellungen. Und das wird voraussichtlich so bleiben, bis das Examenwesen von Grund auf geändert wird; doch davon später. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß, wer von englischen Grundsätzen in der Mädchenerziehung reden will, erst ganz allgemein von englischen Erziehungsgrundsätzen reden muß, um dann zu zeigen, wie diese für den Fall Mädchenbildung modifiziert werden.

Das englische Erziehungsideal läßt sich mit dem klassischen Wort: „mens sana in corpore sano" umschreiben, wobei allerdings die leichte Ueberbetonung des „in corpore sano", die uns so besonders englisch vorkommt, nicht vergessen werden darf. Es sollen ganze Menschen erzogen werden, der Engländer spricht gern von einer good all-round education, die die jungen Menschen für die spezifischen Aufgaben des Engländers, das Empire zu verwalten und zu erhalten, befähigen soll. Schwerpunkt der Erziehung aber liegt im Charakter. Für den Engländer gehört zum Begriff des Charakters nicht nur Stetigkeit, Verantwortungsbewußtsein, ein gewisses Unter-eigenen-Gesetzen-Stehen, sondern, und hierin liegt eine Erweiterung des uns geläufigen Begriffsinhaltes, auch Gemeinschaftssinn und in Zusammenhang damit praktisches Zugreifen, Opferbereitschaft.

Charakter in dem soeben umgrenzten Sinne ist das Primäre. Für hochfliegende Ideale, die unverwirklicht bleiben, für Feingeisteleien hat der Engländer keinen Sinn. Das wird vielleicht nirgends deutlicher als in einer Kurzgeschichte von Somerset Maugham in dem „Ah King" betitelten Novellenband (1933), wo ein Mann geschildert wird, der sich auf Grund seiner Bildung und Aufgeschlossenheit, seiner Toleranz und Sensibilität den Durchschnittsmenschen seiner Umgebung, sie leben alle in einer englischen Kolonie im Malaiischen Archipel, so unendlich überlegen vorkommt, um dann tiefer zu sinken, als alle, weil er in dem Augenblick, da die Tat von ihm verlangt wurde, versagte. „The proof of the pudding is in the eating," um ein oft gebrauchtes Sprichwort zu zitieren. Wie sehr es dem Engländer auf praktische Tüchtigkeit, auf Anwendbarkeit des Geschaffenen oder Gelernten ankommt, geht ebenso sehr aus der Gesamttendenz seiner Philosophie, die grundsätzlich zum Empirismus neigt, hervor, wie etwa, um ein Beispiel aus der Schulpraxis zu wählen, aus dem Wert, der in manchen Schulen den „general knowledge papers" beigelegt wird, die neben den fachwissenschaftlichen Prüfungsaufgaben am Ende des Trimesters gegeben werden und oft recht knifflige Fragen der sogenannten Allgemeinbildung enthalten. Weil aber

Charakterbildung das Erziehungsziel

ist, sind die englischen Schulen, und das gilt auch von der Mehrzahl der Universitäten, nicht Lernschulen, sondern Bildungsanstalten, wenn wir unter Bildung Durchformung des gesamten Menschen verstehen. Sie vermitteln gewiß auch Verstandesbildung, aber das geschieht nicht in erster Linie. An englischen Schulen wird nicht der derjenige Schüler am höchsten geschätzt, der am besten denken, am schnellsten lernen kann, der die größte Stoffmenge zu bewältigen vermag, sondern derjenige, der am meisten für die Gemeinschaft leistet, der sich einzuordnen weiß, um im geeigneten Augenblick die Führung zu übernehmen, der zuverlässig ist und einsatzbereit. Nicht umsonst ist der Loyal Service Prize die höchste Auszeichnung. Unrühmt und unbeliebt ist nicht der unbegabte Schüler, sondern der asoziale, der sich verschließt und seiner Wege geht.

Die Entwicklung des Gemeinschaftssinnes

„Team spirit"

ist vielleicht der größte Beitrag, den die Engländer zum Kulturgut der Welt geliefert haben. Was in Deutschland immer wieder erstrebt worden ist und heute mit allen Mitteln verwirklicht werden soll: Erziehung zur Gemeinschaft, ist in England in vorbildlicher Weise geschehen. Und es bleibt höchstens die Frage offen, ob der Engländer so erfolgreich war in der Lösung dieses schwierigen Problemes, weil er von Natur ein zoon politikon kat'exochen ist oder ob er dazu geworden ist durch seine Erziehung. „Team spirit": der Geist der verantwortungsbewußten Zusammenarbeit, der Unterordnung des Einzelnen unter den Führer, der seinerseits durch die gleiche strenge Schule gegangen ist, wird nur möglich auf Grund von hochentwickeltem Verantwortungsgefühl und Gemeinschaftssinn.

In der Schule findet sich genug Gelegenheit zur Entwicklung der genannten Eigenschaften. Es gibt eine ganze Reihe von Aemtern von den zwei „monitors" bzw. „monitresses" (Vertrauensschülern), die regelmäßig am Anfang jedes Trimesters von jeder Klasse bis zur vorletzten hin gewählt werden und für Ruhe und Ordnung in ihr zu sorgen haben, bis zu den „prefects", die aus den beiden obersten Klassen ernannt werden, um das Kollegium bei der Durchführung der Hausordnung zu unterstützen. Sie übernehmen auch die Aufsicht in den unteren Klassen, wenn der Lehrer verhindert ist zu kommen. An ihrer Spitze steht wiederum der primus (head boy bzw. head girl), der auch vom Direktor ernannt wird. Charakteristisch ist die Stellung der obersten Klasse (sixth form) an englischen Schulen. Die Schüler, die sie besuchen, genießen eine viel größere Freiheit als auf dem Kontinent üblich ist. Nicht nur, daß sie bis zu einem gewissen Grade sich die Unterrichtsfächer selbst wählen können, sie sind auch in erster Linie verantwortlich dafür, daß im Hause alles ruhig zugeht und nehmen so eine Zwischenstellung zwischen den Schülern der unteren Klassen und dem Lehrer-Kollegium ein. Dafür haben sie auch ihre Privilegien. An unserer Schule dürfen sie beispielsweise in der Mittagspause in der Klasse bleiben u. a. m. Beim Mittagbrot, an dem in unserer Kleinstadtschule etwa 20 Fahrschüler teilnehmen, sitzen sie oben an den verschiedenen Tischen und sind zuerst serviert. — Es wird auch dafür gesorgt, daß die Fahrschüler nicht unbeaufsichtigt auf dem Schulweg bleiben. Auch hier werden „prefects" bestimmt, die sich um ihre Mitschülerinnen in den einzelnen Abteilen zu kümmern haben. Nach Möglichkeit wird jeder herangezogen, um in irgend einer Form verantwortlich am Wohl der Gemeinschaft mitzuarbeiten.

Daß hier nun wirkliche Gemeinschaft ist, kann man aus dem ganzen Gepräge englischer Schulen ersehen. Nicht nur, daß jede höhere Schule ihre eigene Schultracht hat — der Zylinder und die langen Hosen der Eton boys sind ja in der ganzen Welt berühmt — sie hat auch ihre eigene Tradition, und selbst die neueste Gründung sucht sich eine solche zu schaffen. So hat beispielsweise unsere Schule ein eigenes Schullied, ein eigenes Schulwappen. In der Eingangshalle hängt eine Liste von Auszeichnungen akademischer, sowie anderer Natur, die von früheren Schülerinnen erworben wurden. Noch lange nach ihrem Abgang stehen die Schülerinnen mit Schule und Kollegium in Verbindung. Wir können dieses Gefühl der Zugehörigkeit zur alten Schule wohl nicht recht nachempfinden. Ich war jedenfalls reichlich erstaunt, als eine frühere Mitschülerin, die ich zufällig nach Jahren wieder traf, zu mir sagte: „Ich hatte niemals gedacht, daß eine Schülerin der Hertford Lodge School promovieren würde." Wenn wir auf unsere Schulzeit freundlich zurückblicken, dann geschieht es doch meist in Dankbarkeit gegen gewisse Lehrer, die uns besonders viel gegeben haben, aber nicht gegen die Schule als solche. Hierin ist der Engländer, ich möchte sagen, viel formeller. Es gilt die Institution, nicht so sehr die Persönlichkeit, auch wenn wiederum, solches ist die Paradoxie des Lebens, der starken Lehrerpersönlichkeit an englischen Schulen viel größerer Spielraum gelassen wird.

Die Stärkung des Gemeinschaftsgefühls geschieht noch durch ein anderes Moment: durch den

Wettbewerb,

Wettbewerb mit anderen Schulen in Spiel und Sport. Wie ernst solche sportlichen Ereignisse genommen werden, kann man, wenn man es nicht selbst miterlebt hat, etwa aus Hugh Walpoles Jeremy-Trilogie ersehen, Wettbewerb innerhalb einer Klasse um den besten Platz, schließlich Wettbewerb der Klassen untereinander um die relative Höchstleistung in allen Fächern oder um den Preis für das beste Betragen. Aber es ist noch mehr zu sagen. Neben der Schichtung der Schüler nach Klassen mit den zugehörigen monitors und prefects, man könnte von einer horizontalen Gliederung sprechen, steht noch eine vertikale — die Einteilung der Schüler in „Häuser". Diese Einteilung ist wohl ursprünglich von den Internaten übernommen, bei denen „Haus" noch Wohnhaus besagt und der house-master der Leiter einer Einzelgemeinschaft ist. Heute hat fast jede höhere Schule ihre „Häuser", deren Zahl variabel ist. In einer mir bekannten Tagesschule in London sind nur zwei „Häuser" Lancester und York, während meine jetzige Schule in fünf „Häuser" eingeteilt ist: Cavel, so benannt nach der im Kriege in Belgien erschossenen englischen Krankenschwester, Abbotsford nach dem Wohnsitz von Sir Walter Scott, Astor nach der ersten englischen weiblichen Abgeordneten Lady Astor, Withberga nach unserer Ortsheiligen St. Withberga, Bruce nach dem Schotenkönig Jedes „Haus" hat seine Abzeichen, Lorbeerblatt, Distel, Swastika, Hirschkopf und Spinne, hat eine house-mistress, die von einem house-captain und einem vice-captain unterstützt wird. Die einzelnen „Häuser" wetteifern nun in ihren wissenschaftlichen sowie sportlichen Leistungen, sie suchen einander in der Pflege ihrer Gärten zu übertreffen oder in der Ausstellung von Strickarbeiten für arme Kinder zu Weihnachten. Und was für diese eine Kleinstadtschule gilt, gilt für all die großen Schulen des Landes: jedes Lob, das der Einzelne erwirbt, erringt er gleichzeitig für sein „Haus", jeder Tadel gilt dem „Hause" mit. So wird allmählich jene selbstverständliche Hintansetzung der eigenen Person, jene Unterordnung unter ein höheres Ganzes aufgebaut, die erst ein Leben in der Gemeinschaft möglich und fruchtbar macht.

Nach dem Gesagten ist es verständlich, daß dem Unterricht als solchem nur ein sekundärer Wert beigelegt wird. Gewiß lernt man auch an englischen Schulen, aber nur ein geringer Prozentsatz der Schüler bereitet sich auf die Abschlußexamina vor und erhält dabei Extraaufgaben und Nachhilfe von dem Kollegium. Die Examina selbst werden auch nicht von dem Kollegium der Schule abgehalten wie etwa in Deutschland oder an Schweizer Mittelschulen, sondern vor einer fremden Kommission. Es handelt sich in der Hauptsache um schriftliche Aufgaben, die zwar primitiv aber nicht leicht sind. Vor allem kommt es dabei auf ein gutes Gedächtnis an, auf die Fähigkeit, etwas Gelerntes mechanisch zu reproduzieren, etwa jedes einzelne Zitat aus einem Shakespeare-Drama zu placieren, eine Form der Prüfung, die wohl auch ihre Vorzüge hat, sofern die Schüler gezwungen sind, ein Werk gründlich durchzuarbeiten, aber in ihrer Starrheit für manche begabten Mädchen eine große Erschwerung bedeuten. Denn diese Form der Examina wirkt sich auf den Gesamtunterricht aus, es wird gearbeitet, was für die Prüfung verlangt wird, in den neueren Sprachen vorzugsweise Grammatik und Uebersetzung in die Fremdsprache und aus ihr. Und wenn heute immer lauter Aufschreien und Modernisierung des Unterrichtsbetriebes gefordert werden, so ist daran solange nicht zu denken, bis das Examenwesen geändert ist.

Hieraus ergibt sich aber auch, was wir gleich zu Anfang andeuteten, daß die Grundsätze der Mädchenerziehung nicht wesentlich von denen der Knabenerziehung abweichen, denn letzten Endes bestimmt sich die Form einer Schule aus zwei Momenten, aus ihrem Erziehungsziel, das in diesem Fall als Charakterbildung für Knaben und Mädchen gleichmäßig gilt, und aus dem Abschluß, den die Verstandesbildung erhält, der hier ebenfalls für beide Geschlechter der gleiche ist.

Irene Marinoff.

Vom Spiel zur Arbeit.*

Von Helene Stucki.

Alles Leben, auch das des Kindes, spielt sich ab in einem ständigen Wechsel von Eindruck und Ausdruck. Was wir von der Außenwelt in uns hineinnehmen, was uns bewegt, beeindruckt, das drängt wieder nach außen, das sucht seine Gestalt, seine Form. Erleben und Gestalten ist der Grundprozeß menschlichen Lebens. Die Meisterschaft sprechen wir dem zu, der mit wachen Sinnen das äußere Leben in sich hineinströmen läßt, der trinkt, was die Wimper hält, der aber auch die Fähigkeit hat, seine Erlebnisse zu verarbeiten und irgendwie zum Ausdruck zu bringen. Gestaltung ist Befreiung. Durch sie wird der Mensch vom Sklaven zum Beherrscher seines Lebens. Darum ist die Pflege des Ausdrucks in Kindergarten und Schule von großer Wichtigkeit. Ueber die frühkindlichen Ausdrucksformen: Gebärden, Mienen, Kindersprache, Bewegung, Spiel, Zeichnen und Basteln zu sprechen, erübrigt sich in diesem Kreise. Wir Schulleute haben nur immer dafür besorgt zu sein, daß diese Ausdrucksformen, die im Kindergarten mit so viel Liebe und Einsicht gepflegt werden, mit dem Schuleintritt in altersgemäßer Weise fortgeführt werden.

Hingegen dürfte der Uebergang vom Spiel zum Schaffen und zur Arbeit, der für den Schuleintritt so bedeutungsvoll ist, hier ein besonderes Interesse finden. Es ist sicher richtig, wenn Prof. Dr. Elsa Köhler in ihrem klugen Buche „Entwicklungsgemäßer Schaffensunterricht" fünf Formen kindlicher Betätigung unterscheidet: das Spiel: selbstzweckliches, lustvolles Tun, schlechtweg die Lebensform der Frühkindheit; das Lernen: auf Wissenserwerb gerichtetes, bewußt zweckhaftes Tun; das Ueben: eine bestimmt abgegrenzte, häufig wiederholte Beschäftigung zum Zwecke des Könnens; das Arbeiten: eine Aktivität mit von außen gesetzter Zwecksetzung, und endlich das Schaffen: eine Betätigung mit eigener Zwecksetzung, bei der Interesse und Anstrengung zusammenfallen. Schaffen ist lustbetont wie das Spiel, aber auf ein Ziel gerichtet, wie das Arbeiten.

Spiel ist selbstzweckliche Betätigung. Das Kind spielt um des Spieles willen, jede Hantierung ist um ihrer selbst willen da und trägt ihren Lohn in sich. Das Kind drückt aus, was in ihm vorgeht, es reagiert ab, was es bedrängt. Das Spiel hört sofort auf, sobald die Spielfreude schwindet. Anders ist es beim Schaffen. Der Künstler z. B. sieht in seiner Phantasie sein vollendetes Werk als Ziel, als Ideal. Die Spannung zwischen seinem augenblicklichen Zustande und dem Augenblicke, da das Ziel erreicht ist, wird zur Triebfeder seines Schaffens. Im Hinblick auf das zu Schaffende muß er auch Hindernisse überwinden, zeitweilige Unlust in Kauf nehmen, muß er Schwierigkeiten bewältigen. Zum Schaffen gehört also ein Moment, das dem Spiel völlig fremd ist, das Aufsichnehmen

* Aus „Das Problem der Schulreife", von Helene Stucki, nach einem Vortrag am Fortbildungskurs für Kindergärtnerinnen, Herbst 1934 in Bern. Die Broschüre ist zu 50 Rp. plus Porto erhältlich durch Frl. H. Stucki, Bern, Schwarzenburgstr. 17.

Anarchie der Weiber.

Die folgende amüsante Skizze entnehmen wir dem soeben erschienenen Buch von Peter Bamm „Die kleine Weltlaterne", (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Dieser Männerstandpunkt zur Frühjahrsputzerei dürfte nicht vereinzelt sein! Was sagt die Hausfrau dazu? Könnte der arme Mann etwa eines besseren belehrt werden? Allfällige Zuschriften aus dem Kreise der Leser werden event. in unserer nächsten hauswirtschaftlichen Beilage veröffentlicht. Red.

Der Trieb zum Staubwischen gehört bei der Frau zu den primären Wesenszügen. Er ist eine Komponente ihres vegetativen Daseins. Das Jahr über schlägt in leisen Wellen das Staubtuch über die Gegenstände, um in der Osterzeit den Paroxysmus des Großreinemachens zu vollführen. Wie eine dunkle Welle aus tiefem Untergrunde kommt diese Unruhe über das weibliche Geschlecht. Und sie kommt nicht eher zur Ruhe, als bis jeder Gegenstand im Mikrokosmos des Haushalts von seinem Platz gerückt, in adäquater Weise mit den Errungenschaften der Purifikationsindustrie bearbeitet und wieder an seine Stelle gesetzt ist.

Man halte es nicht für zufällig, daß das Großreinemachen in den Frühling fällt. In dieser Zeit am stärksten schlagen die Urinstinkte über die Stränge der Konvention, durchbrechen die brüchige Kulturpatina und lassen den Beobachter tiefe Einblicke tun in das Wesen weiblicher Daseinsform.

Denn die Quelle dieser umstürzlerischen Betätigung der Frauen ist das gottlos Anarchische, das ihnen anhaftet. Tacitus hat das nicht so sehen können. Denn es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß ein so berühmter Journalist wie er bei seinen Besuchen rechtzeitig vorher angekündigt wurde. So daß das Ausklopfen vor seiner Ankunft stattfand, daß der Eichenwald nur so hallte. Ihm wurde nur das großreinemgemachte Wigwam vorgeführt, so daß er die Frauen nur beim Bewachen des Herdfeuers sah.

Die germanischen Männer haben ihm etwas von sanctum providumque zugeflüstert. Mit jener Genauigkeit, die dem bedeutenden Berichterstatter eigen war, schreibt er ausdrücklich nicht habent, sondern habere dicunt, was mit der Genauigkeit, die meinem alten Lateinlehrer eigen war, übersetzt wurde: sie sollen haben. Ueber das Anarchische ist nicht gesprochen worden. Vielleicht wurde ihm einiges davon unter Vertraulich mitgeteilt. Jedenfalls hat der alte Skeptiker das unter Vorbehalt wiedergegeben. Er mag gezweifelt haben, warum es in Germanien anders sein sollte als in Rom.

Die Beziehungen, die der Mann zum Dreck hat, sind ganz organisch. Er liebt ihn nicht, er haßt ihn nicht. Er betrachtet ihn als eine der Gegebenheiten, über die man mit Gleichmut hinweggeht. Tiefere Gemütsschichten wegen einer leeren Konservendose zu bemühen, scheint ihm nicht angemessen. Ein Mann kann eine leere Konservendose drei Wochen auf seinem Schreibtisch stehen sehen, ohne sie wegzuschmeißen. Ja, nach drei Wochen wird er sie zum Aschenbecher ernennen und ihren für vier Tage ausreichenden Bauch zu schätzen beginnen wie das unermeßliche Gemäß der stilreinen alten Renaissancetruhe, in der seit zwei Jahren die ungedruckten Manuskripte verschwinden.

Wenn man einen Mann allein in einer ordentlichen Wohnung läßt, er ist imstande, jeden Abend Spiegeleier von einem frischen Teller zu essen und die Teller zu stapeln, einen auf den andern, vierundachtzig Stück, ein erhebendes Monument seiner Seelengröße.

Und für den organisierten Dreck, die historische Kruste, jene zeitgesättigte Schicht, die man Patina nennt, hat der Mann sogar eine besondere Vorliebe.

Für die Frau ist Dreck ein Gemütswert. Sie haßt ihn. Sie haßt auch die Patina. Und mit jener erschütternden Sachlichkeit, die aus der ewig-weiblichen Neugierde entspringt, geht die Frau den Dingen auf den Grund, kratzt die Patina von den Gegenständen, um auf den Kern zu kommen. Aber sie ahnt nicht, daß der Kern nur die Aura trägt, wie der Schwerpunkt die Mitte des Gewichts ist. Wenn man den Gegenstand bis auf seinen Schwerpunkt auseinandernimmt, so sind Gegenstand, Schwerpunkt und Gewicht gleichzeitig verschwunden.

Der Haß auf den Dreck ist eine ververtierte Emotion. Einmal im Jahr, wenn die sogenannte Natur die Vorbereitung zu ihrer großartigen Evolution trifft, da schlägt er um. Da beschwören die Frauen noch einmal die Dämonen des Winters, der Dunkelheit, der Unterwelt. Sie toben sich aus in einem grandiosen Taifun des Staubes. Jene geordnete Welt, in der die Männer die Frauen aufbewahren, wird temporär bis zu allen erreichbaren Grenzen zerstört.

Man komme mir nicht mit Entgegnungen. Ich schleudere das letzte Argument gegen das Volk der Frauen in die ungeheure Wolke ihrer staubwirbelnden Leidenschaft. Das, was sie da machen, so merkwürdig das auch ist, es macht ihnen Spaß.

Kann man das anders erklären?

Das Ergebnis ist: nach achttägigen Bemühungen ist die geordnete Welt, in der die Männer die Frauen aufbewahren, ihrer Patina beraubt. Und nur die Bodenkammern, diese merkwürdigen Museen weiblicher Besitzverbundenheit und Traditionsfähigkeit, die ein Spiegelbild sind ihres besseren Selbst, komisch und rührend zugleich, ein Spital der Gegenstände, verschonen uns einigermaßen.

Die Männer aber kehren aus den Kaffeehäusern, den Tempeln ihrer Zuflucht, zurück an die heimische Zentralheizung, die abgewischte. Die Frauen besehen sich ihre zerbrochenen Fingernägel, wundern sich ein wenig und rollen das Dämonische wieder nach innen. Heimgekehrt beide, aus der Fremde der Mann, aus dem Chaos die Frau, nehmen sie ihre sozialogischen Beziehungen wieder auf. Mit ihnen freut sich der Staub, der nun heiter wieder, morgendlich aufgewirbelt, auf Sonnenstrahlenwegen vom Flügel zum Schreibtisch eilt. Von neuem beginnt er wieder Patina zu bilden, emsig bemüht um die Milderung der Konturen und die Dämmerung der allzu neuen Farben. Er eigentlich ist doch das, worin die beiden leben, was ihren Kosmos erfüllt. Bis das Chaos wieder ausbricht am nächsten Ostern.

von Unlust, die Ueberwindung. Hier stehen wir nun vor der wichtigen Frage: Tut das Kind von sich aus diesen weitern Schritt, findet es den Weg vom Spiel zum Schaffen? Haben wir es hier mit einer natürlichen Entwicklung zu tun? Oder muß das Kind durch äußere Mittel gezwungen werden, die Spielsituation aufzugeben? Der Frage dieses Ueberganges von Spiel zur Arbeit und zum Schaffen wendet die Kinderpsychologie mit Recht großes Interesse zu. Genaue Beobachtungen, wie sie vor allem die Wiener Schule vorgenommen hat, zeigen folgende Entwicklung: Wenn das kleine Kind Material, Spielzeug in sein Händchen bekommt, seien es Bausteine, sei es ein Gummitierchen, eine Stoffpuppe oder irgend etwas anderes, so hantiert es einfach daran herum. Es behandelt das Ding ganz unspezifisch, gar nicht dem Wesen des Materials entsprechend. Es klopft, schüttelt, schiebt den Gegenstand hin und her, wirft ihn weg und läßt ihn sich wieder aufheben. Bekommt es Papier und Bleistift, so kritzelt es drauflos, es geht ihm auch hier nur um die Bewegung, die Funktion, keineswegs um das, was herauskommt, nicht um das Gebilde, nicht um das Werk. Dann folgt eine Stufe, wo das Kind nachträglich sein Werk, ein Zufallsergebnis, benennt. Es sagt, was es gezeichnet, was es gebaut hat. Auf der dritten Stufe endlich geht es mit bestimmter Darstellungsabsicht ans Werk, da heißt es: das will ich bauen, will ich zeichnen, will ich schreinern. Es hat sich nun gezeigt, daß ungefähr im 6. Lebensjahr diese Darstellungsstufe sowohl beim Bauen, wie auch beim Kneten und Zeichnen von allen Kindern erreicht ist. Wir sehen hier auch schon mit aller Deutlichkeit die Bereitschaft des Kindes, Schwierigkeiten, Widerstände zu überwinden. Wie oft hebt ein Seufzer die kleine Brust: „Ist das aber eine schwere Arbeit!" Und doch hört das Kind nicht auf; die Aussicht auf den Erfolg trägt es über unangenehme Augenblicke hinweg. Es ist eben eine innere Forderung da, etwas, das das Kleinkind ganz und gar nicht kennt. Mit dem Erreichen dieser Werkstufe, sagt Charlotte Bühler, wird das Kind schulreif.

Was lernt das junge Mädchen in einem Jahr praktischer Hausarbeit im Welschland?

Die meisten jungen Mädchen, welche eine Haushaltstelle im Welschland annehmen, bringen wenig oder gar keine Vorkenntnisse mit und müssen also nicht nur die Sprache, sondern auch den Haushalt von Grund auf erlernen. Wenn auch im allgemeinen mehr Wert auf eine gute Erlernung der Sprache gelegt wird, so ist die Einführung in den Haushalt doch nicht nebensächlich, heute weniger denn je. Es dürfte deshalb nicht unangebracht sein, sich einmal Rechenschaft zu geben über das, was das junge Mädchen in der welschen Haushaltung lernt.

Man macht sich in der deutschen Schweiz vielfach ein falsches Bild von der Haushaltführung im Welschland und spricht gerne in etwas überheblicher Weise von unsern tüchtigen, exakten Hausfrauen, im Gegensatz zu den mehr nachlässigen, oberflächlichen, welschen Frauen. Verallgemeinerungen sind immer gefährlich und schaffen Vorurteile, die das gegenseitige Verstehen unnötigerweise erschweren. Es gibt in der französischen Schweiz tüchtige und untüchtige Hausfrauen wie bei uns, die einen legen sogar mehr Wert auf Sauberkeit und Ordnung, als unsern Mädchen lieb ist. Dagegen ist wohl zutreffend, daß man sich im Welschland für Haushaltfragen nicht so brennend interessiert, weder für moderne, praktische Einrichtungen, noch für die möglichst rationelle und systematische Ausführung der Arbeiten. Während der Zubereitung eines guten Diners viel Liebe und Sorgfalt gewidmet wird, mag dies vielleicht etwas weniger der Fall sein bei der Behandlung der Wäsche oder bei der „Frühjahrs-Putzete". Die welsche Hausfrau will nicht „aufgehen" im Haushalt, sie will noch Zeit haben für eine Menge persönlicher Dinge: Lektüre, Pflege gesellschaftlicher Beziehungen, Vereinsarbeit u. a. m., je nach ihrer Bildung und ihren finanziellen Verhältnissen. Wir glauben auch, daß die Zahl der Frauen, welche neben ihrem Haushalt noch einen Beruf ausüben, sei es als Geschäftsfrau, als Lehrerin, Büro-Angestellte usw. größer ist als bei uns.

Wenn wir also einerseits betonen möchten, daß es viele gutgeführte Haushaltungen gibt in der französischen Schweiz, so müssen wir anderseits die Illusion zerstören, daß das Welschlandjahr eine gründliche Haushaltlehre in der deutschen Schweiz zu ersetzen vermöge. Ausnahmen bestätigen auch da die Regel. Die welsche Hausfrau weiß, daß ihre junge Hilfe voraussichtlich nur ein Jahr bei ihr bleiben wird und daß sie nachher mit dem mühsamen Anlernen wieder von vorne beginnen muß. Wir machen uns sicher keine richtige Vorstellung, wie langweilig, ja wie aufreibend das alljährliche Einführen in die französische Sprache ist, das unermüdliche Wiederholen und Uebersetzen, die vielen Mißverständnisse in der Arbeit, die sich aus dem Nichtverstehen der Sprache ergeben. So ist es wohl verständlich und auch ein wenig verzeihlich, daß die große Mehrzahl der Frauen das Ziel ihrer Aufgabe nicht darin erblickt, unsern Mädchen möglichst viel Haushaltkenntnisse beizubringen, sondern daß sich die Frauen darauf beschränken, die junge Hilfe nur mit denjenigen Arbeiten vertraut zu machen, die sich leicht erlernen lassen und täglich wiederkehren. Die Ausbildung erfolgt also mehr oder weniger nur im Rahmen, wie man die Hilfe des Mädchens in dem betreffenden Haushalt braucht. In dieses Arbeitspensum gehören im allgemeinen die Aufräumungsarbeiten in Haus und Küche, das Gemüserüsten und Zudienen beim Kochen, leichtere Flickarbeiten, Mithilfe beim Waschen und Glätten. Das Betreuen der Kinder und die Besorgung von Einkäufen ist häufig auch dem jungen Mädchen anvertraut. Das Kochen dagegen besorgt die Hausfrau meistens selber, weil gerade dieses am meisten Mühe macht zum Anlernen.

Wir anerkennen dankbar die große Mühe, die sich viele Frauen im Welschland geben mit der Einführung unserer Mädchen in die Anfangsgründe der Hauswirtschaft und der Sprache. Wir müssen aber mit Bedauern feststellen, daß man sich in vielen Familien damit zufrieden gibt, wenn die junge Hilfe die Arbeit nur einigermaßen recht macht, man überläßt ihr oft zu früh die Verantwortung und traut ihr ein Maß von Initiative zu, wie es in diesem jugendlichen Alter selten vorhanden ist. Das junge Mädchen lernt dabei allerdings arbeiten und erlangt eine gewisse Selbständigkeit, aber das Fehlen einer systematischen Anleitung und Ueberwachung macht sich später unangenehm bemerkbar. Sowohl ein zu großes wie ein zu geringes Maß von Arbeit kann verderblich sein für das Mädchen, das zu viel sich selber überlassen bleibt. Von größter Bedeutung wird deshalb immer die sorgfältige Auswahl der Stelle sein. Die alljährlichen Besuche geben den Berufsberaterinnen die Möglichkeit, sich ein Urteil zu bilden über die Haushaltführung und die Eignung der Hausfrau als Lehrmeisterin. Noch mehr aber als in irgendeiner Berufslehre dürfte der Erfolg des Welschlandjahres abhängen vom Mädchen selbst, von seiner Energie und seinem Lerneifer. Einem arbeitsfreudigen, lernbegierigen Mädchen, das sich mit der Sprache gut zurechtfindet, erklärt und zeigt die Hausfrau mit viel mehr Lust und Freude als einem, das überhaupt kein Interesse bekundet an der Hausarbeit und von einem Tag zum andern das Gelernte wieder vergißt. Es ist naheliegend, daß auch diejenigen Mädchen, welche von zu Hause einige bescheidene Vorkenntnisse im Haushalt mitbringen, viel mehr profitieren von ihrem Welschlandaufenthalt, weil sie die Anweisungen der Hausfrau auch rascher und richtiger auffassen.

Vielfache Erfahrungen zeigen uns, daß einem Mädchen die Möglichkeit geboten ist, auch im Welschland seine hauswirtschaftliche Ausbildung zu vervollständigen, wenn es zwei oder mehr Jahre dort bleibt. Es wird dabei — besonders auch für die Sprache — nur gewinnen und wir freuen uns deshalb, daß immer mehr Mädchen ihre Welschlandzeit auf mindestens zwei Jahre ausdehnen.

Man mag bedauern, daß das praktische Ergebnis des hauswirtschaftlichen Welschlandjahres aus den erwähnten Gründen nur in den seltensten Fällen demjenigen einer guten Haushaltlehre in der deutschen Schweiz gleichkommt. Man darf sich aber damit trösten, daß der Welschlandaufenthalt in Bezug auf die körperliche und geistige Entwicklung des jungen Mädchens einen ebenso günstigen Einfluß auszuüben vermag — vorausgesetzt natürlich, daß man das Glück hat, eine geistig anregende und wohlgesinnte Familie zu finden. In diesem Alter ist der junge Mensch außerordentlich empfänglich für neue Eindrücke. Der Einfluß eines solchen neuen und anders gearteten Milieus vermag eine vorher nicht gekannte Aufgeschlossenheit zu bewirken. Wir sehen viele unserer Mädchen lebhafter, gewandter, einsichtsvoller aus der Fremde zurückkommen, was uns namentlich auch ihre Beratung für die Berufswahl und die Plazierung in eine Berufslehre wesentlich erleichtert.

Von A. Walder, Berufsberaterin, Frauenfeld
(in „Berufsberatung und Berufsbildung")

Die Ziele des Verbandes schweizer. Hausfrauenvereine.

Der Verband schweizerischer Hausfrauenvereine hat für die Mitglieder der bestehenden Hausfrauenvereine und zur Werbung neuer Mitglieder, vor allem aber als Orientierung für diejenigen Frauen, die sich für die Bildung neuer Hausfrauenvereine interessieren und für diese Arbeit in Betracht kommen, seine Ziele und Bestrebungen neu umschrieben und zwar wie folgt:

Der Verband erstrebt: die Förderung der wirtschaftlichen rechtlichen und sozialen Interessen der Hausfrau.

Sein Ziel ist:

1. Anerkennung des Hausfrauenberufes als vollwertige wirtschaftliche Tätigkeit in der Familie und Erziehung zur Achtung der Hausarbeit bei Knaben und Mädchen.
2. Belehrung und Fortbildungsmöglichkeit der Hausfrauen durch Kurse, Vorträge, Beratungsstellen usw.
3. Mitspracherecht bei gesetzlichen Regelungen, die Familie und Hauswirtschaft betreffen.
4. Mitarbeit am Bau- und Wohnungswesen, zweckmäßige Ausgestaltung und Ausstattung der Familienheime.
5. Erleichterung im Haushalt durch zweckmäßige Arbeitsmethoden und neue technische Errungenschaften.
6. Prüfung der Haushaltungsgegenstände durch Hausfrauen und eine neutrale Prüfungsstelle.
7. Einführung eines hauswirtschaftlichen Lehrjahres oder Kurses für jedes Mädchen.
8. Hebung der Freude am Hausfrauenberuf.
9. Zusammenarbeit der Frauen von Stadt und Land.

Weitere Auskünfte bei: Frau Montandon-Schurter, Präs. des Verbandes, Gotthardstr. 10, Basel; Frau Barth-Marx, Präs. Sekt. Basel, Schaffhauserrheinweg 61; Frau Gygli-Vivian, Präs. Sekt. Bern, Spitalackerstr. 72; Frau Bosshart-Frölich, Präs. Sekt. Zürich, Grütlistr. 42.

Wie wohnen unsere Hausangestellten?

Eine Hausfrau schreibt uns:

Man hört heute so viele Hausfrauen klagen, es fänden sich keine tüchtigen, dienstbaren Geister mehr, oder die jungen Töchter wollten nicht mehr bleiben, oder wären anspruchsvoll.

Es ist vielleicht ganz lehrreich, einen aufmerksamen Blick zu tun in verschiedene Dienstmädchenzimmer, wo oft die Freizeit zugebracht wird, oder doch wenigstens die für die Gesundheit wichtigen Stunden der Nachtruhe. Ich will nicht reden von den schönen und prächtigen Neubauten, wo das Mädchen hoffentlich oder gewiß ein würdiges Zimmer bekommt. Es kommt bei der Wahl des Zimmers nicht bloß auf den nötigen Platz an, vielmehr auf die Gesinnung der betreffenden Hausfrau. Fürs Mädchen ist mancher Frau „alles gut genug": Die alte, unansehnliche Bettstelle, die schlechte Matratze, die vielfach geflickte Bettwäsche, das verblichene Tischtuch, der wackelige Stuhl, ja das häßliche Bild —, das „man doch nicht in den untern Räumen hängen kann."...

Ein abgeschrägtes Dachstübchen, und sei es den Verhältnissen entsprechend noch so bescheiden, kann auf das empfängliche Gemüt einer jungen Bediensteten unendlich anders wirken, wenn es von der Vorgesetzten nur mit Liebe und Aufmerksamkeit ausgestattet wird. Z. B. kann aus ungebleichtem Baumwollstoff ein hübscher Bettüberwurf mit einfacher Häkelarbeit gemacht werden, — das passende, schlichte Tischtuch dazu! Eine junge Tochter hat so gerne ein eigenes Vaseli mit Blumen, oder einen leuchtenden Geraniumstock vor dem Fenster, den zu pflegen sie gewiß immer Zeit findet. Und wenn du, liebe Hausfrau, deine Vorhänge liebevoll behandelst, denke auch daran, ob dein Dienstmädchen einen saubern, einfachen Vorhang hat. Die aufgezählten Dinge sind alle noch lange kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit für das Gemütsleben der dir Anvertrauten, die von früh bis spät ihre Kraft und ihr ganzes Interesse auf deine Wünsche und deine Sachen einstellt.

Es gibt auch schöne Ausnahmen ganz besonderen Verständnisses für eine Dienstmagd. Ich weiß z. B. ein Mägdlizimmer, das ein Goldfischchenglas birgt, eine praktische, einfache Ottomane mit Nachttischlämpchen, ein Bücherbrettchen, eine Kommode mit hübscher Decke, die die junge Tochter in freien Stunden anfertigen durfte.

Dann weiß ich ein Dienstmädchen, das bei einer älteren Dame jahrelang dient und an Weihnachten immer etwas Praktisches geschenkt bekommt, für das spätere Eigenheim oder auch Altjungfernstübchen: Hand- und Frottiertücher, Küchenwäsche, Schürzen, Geschirr etc.

Es gäbe noch manches zu erzählen! Wenn die Hausfrauen sich mit mehr Liebe und mehr Psychologie in die Pflichten einfühlten, die sie nun einmal haben an den ihnen anvertrauten Menschenkindern, — wer weiß, würden auch weniger Klagen und Nöte zu hören sein, — denn: Liebevolles Verständnis wird in den allermeisten Fällen mit Eifer und guter Leistung dankbar anerkannt.

G. B.

Dienstbotenarbeit in Bulgarien.

Es ist interessant zu sehen, wie nun dank der Bemühungen des Internationalen Arbeitsamtes auch auf dem Gebiete der Hausangestellten die Sanierung der Arbeitsbestimmungen nach und nach in Angriff genommen wird. Wohl in Zusammenhang mit der Umfrage über die Tätigkeit der Stellenvermittlungsbüros in allen Ländern müssen Zustände aufgedeckt worden sein, die sehr zu ungunsten der Hausangestellten sprachen.

Wir sehen in den neuerdings von der bulgarischen Regierung festgesetzten Bestimmungen zur Regelung der Dienstbotenverhältnisse einen Schritt zur Sanierung, der offenbar sehr nötig ist. Wir entnehmen darüber aus den Veröffentlichungen des Internationalen Arbeitsamtes einige Abschnitte, welche die dortigen Verhältnisse beleuchten:

Die kompetenten Organe der Polizeidirektion, der Stadt und der Gesundheitskommission werden zusammen mit dem Komitee der Freundinnen junger Mädchen ein öffentliches Kontrollbüro eröffnen für Erziehung und Stellenvermittlung von Dienstboten. Die Stellenvermittlung wird gratis sein für die Dienstboten, der Arbeitgeber muß bezahlen.

Pflichten der Dienstboten: Jedermann, (Frau, junges Mädchen oder Knabe) der mindestens 14 Jahre alt ist, ein ärztliches Zeugnis und Legitimationspapiere besitzt und von einem Arbeitgeber für mehr als 14 Tage engagiert worden ist, wird als Dienstbote angesehen. Die Hausangestellten sind verpflichtet, gewissenhaft ihre Arbeit auszuführen; mühsame Arbeiten, für die ein Mann angestellt worden sollte, müssen sie nicht machen. Die Angestellten müssen sich ihrem Arbeitgeber gegenüber respektvoll benehmen; sie sind für die Materialschäden, die sie verursachen, verantwortlich; die jungen Dienstmädchen dürfen nicht in Cafés, Hotels oder andere öffentliche Lokale gehen und nur mit Erlaubnis des Dienstherrn ausgehen. Wenn die Hausangestellten ihre Stelle vor Ende ihres Engagements verlassen, müssen sie beim öffentlichen Stellenvermittlungsbureau vorsprechen, um ihre Handlung zu begründen.

Diejenigen Angestellten, die sich des Diebstahls, schlechter Aufführung oder der Uebertretung der Verordnung schuldig gemacht haben, verlieren das Recht auf Anstellung.

Pflichten des Arbeitgebers: Der Arbeitgeber muß seine Hausangestellten regelmäßig Ende des Monats bezahlen; der Lohnbetrag muß auf einer Sparkasse einbezahlt werden, wenn der Angestellte minderjährig ist. Entschädigung durch Materialien, die nicht im Dienstvertrag angegeben sind, werden als Geschenk betrachtet. Der Arbeitgeber muß die Hausangestellten mit Nahrung, Kleidung und einer Schlafgelegenheit versehen, die vom Standpunkt der Gesundheit und der Moral aus gesehen anständig sein müssen. Der Dienstherr muß die Hausangestellten in Krankheitsfällen pflegen lassen und über ihre Moral wachen. Den jungen Dienstboten ist es untersagt, nach 19 Uhr im Winter und 21 Uhr im Sommer auf die Straße zu gehen, außer in Begleitung eines erwachsenen Mitgliedes der Arbeitgeberfamilie.

Die Dienstboten werden gratis geplegt in Spitälern. Die Hausangestellten haben das Recht zu folgenden Freizeiten: einen freien Nachmittag alle 14 Tage und die nötige Zeit, um die Fortbildungskurse zu besuchen, die vom Stellenvermittlungsbureau organisiert werden.

Die Dienstboten haben das Recht zu einer Kündigungsfrist von 14 Tagen. Wer seine Steuern nicht zahlt, keine Dienstbotenlöhne auszahlen kann, oder einen unmoralischen Beruf ausübt, dem ist das Halten von Dienstboten untersagt.

Vermittler: Die Tätigkeit der „dragomans", Vermittler, die nach einer bulgarischen Sitte zweimal im Jahr ganze Gruppen junger Mädchen vom Land zur Stellensuche in die Stadt führen, wurde ebenfalls geregelt.

Bestimmungen: Das öffentliche Placierungsbüro für Dienstboten wird aus einem bestimmten Prozentsatz des Geldes, das vom Arbeitgeber bei der Placierung bezahlt wird, eine Herberge für stellenlose Dienstboten bauen und Fortbildungskurse organisieren.

Die Verordnung ändert die früheren Bestimmungen; sie verbietet die Eröffnung neuer privater Placierungsbüros und befiehlt die Schließung der schon bestehenden.

(Informations Sociales des B. I. T.)

Aus der Praxis der Hausfrau

Vom Betten-Sonnen.

Zu den wichtigsten Frühjahrsarbeiten im Haushalt gehört die gründliche Reinigung der Betten. Die tägliche Lüftung und das öftere Erneuern der Bettwäsche genügt auf die Dauer nicht. Zum Lüften der Betten wählt man einen warmen, trockenen Tag und legt die geklopfte Matratze sowie die tüchtig mit der Hand aufgeschüttelten Federbetten auf eine große Tischplatte im Schatten aus. Das Auslegen auf einer Leiter, die man über zwei Stühle legt, ist der besseren Durchlüftung wegen vorzuziehen. Man läßt die Betten unter öfterem Umwenden mehrere Stunden liegen. Durch diese Lüftung im Schatten wird die Feuchtigkeit aus den Federn gezogen, die Federn werden wieder locker und elastisch.

Verwerflich ist das „Sonnen" der Betten. Hierdurch werden die Federn ausgedörrt und brüchig und büßen an Füllkraft ein. Während bei der Reinigung der Federbetten und Wolldecken ein Klopfen oder gar Saugen mit dem Staubsauger schadet, weil die Federkiele durch den Stoff stechen und ihn undicht machen, kann diese Art der Reinigung bei den Matratzen ohne Gefahr angewendet werden.

Einer besonders verständnisvollen Behandlung bedürfen die mit Seide bezogenen Daunen- und Schafwolldecken. Scharfes Bürsten würde auch die kräftigste Decke bald unansehnlich machen. Man bedient sich bei der Reinigung entweder eines festgeschlossenen Samtkissens oder einer Spezial-Daunendecken-Bürste, um die Steppnähte von etwaig anhaftendem Staub zu befreien. Zur Lüftung legt man die Decken über zwei in einiger Entfernung parallel voneinander gespannte Wäscheleinen, damit die Durchlüftung von allen Seiten erfolgen kann.

Auch die in den mit Zeitungspapier ausgeklebten Bettkisten aufbewahrten eingemotteten Betten bedürfen wenigstens zweimal allsommerlich einer guten Durchlüftung, um sie vor Mottenfraß oder Feuchtigkeit und Verstocken zu schützen.

Wichtig ist es, anläßlich der großen Frühjahrsreinigung auch all die kleinen Schäden zu beseitigen, die sich bei täglichem Gebrauch der Betten leicht einstellen können. Hierzu gehört das Nachnähen der Knöpfe, ferner das Festnähen aufgeplatzter Steppnähte, was bei Wolldecken und Wollauflegematratzen sehr wichtig ist, damit sich die Wollplatten durch das dauernde Hin- und Herziehen der Decken nicht verschieben und zu Klumpen ballen, so daß eines Tages aus der teuersten und weichsten Auflage eine völlig unbrauchbare Lagerstätte geworden ist!

Roßhaarkissen lassen sich im Haushalt leicht reinigen. Man trennt den Bezug auf und wäscht das Roßhaar in einer warmen Persillauge gut durch, spült es mehrere Male kräftig nach. Das Trocknen erfolgt im Freien auf einem Tisch unter öfterem Wenden der Füllung, die man dann, um sie recht kraus und elastisch zu haben, um dünne Stöcke wickelt.

Nach Krankheitsfällen, sowie nach längerem Gebrauch der Betten ist eine chemische Reinigung in einer Bettenreinigungsanstalt der Reinigung im eigenen Haushalt vorzuziehen, da letztere verhältnismäßig viel Arbeit macht und zum Trocknen viel Raum beanspruncht, der im städtischen Haushalt meist fehlt.

Kleine Rundschau

Kochkurse für Männer

führen neuerdings auch die städtischen Gaswerke in Budapest durch. Der Zuspruch ist stärker, als man vermutet hatte. Die städtischen Gaswerke der ungarischen Hauptstadt hatten diese Kochkurse veranstaltet, um ihren Verbrauch zu steigern; nun aber zeigt sich ein überraschend großes Interesse. Die Männer nehmen ihre Sache sehr ernst; es handelt sich ja auch nicht um eine Spielerei, sondern um eine zwingende Notwendigkeit. Zahlreiche Kochschüler haben nämlich ein so geringes Einkommen, daß sie nicht ans Heiraten denken können; auch der Besuch von Gasthäusern kommt Ihnen auf die Dauer zu teuer zu stehen. Ein großes Kontingent stellen auch die Arbeitslosen, deren Frauen außerhalb des Hauses einen Erwerb nachgehen, um die Familie zu erhalten, und die nun den Haushalt versehen und vor allem kochen müssen. Uebrigens sind die Lehrer über ihre Schüler des Lobes voll.

Der ostschweizerische Konservengemüsebau ein wirksames Mittel gegen die Arbeitslosigkeit in den Reihen der Stickereiheimarbeiter.

Für die Hausfrau als Konsumenten dürfte folgende Meldung von Interesse sein:

Der Konservengemüsebau spielt seit einiger Zeit in der Ostschweiz eine ganz bedeutende Rolle unter den Spezialproduktionszweigen der Kleinbauern und Arbeiter. Im Kanton St. Gallen sind Erhebungen gemacht worden, aus denen hervorgeht, daß im Kanton St. Gallen rund 350 Hektar Konservengemüse angepflanzt werden. An dieser Fläche ist das st. gallische Rheintal mit 79,5 Prozent beteiligt. Die Erbsen nehmen weitaus den größten Teil ein. So sehen wir, daß im Rheintal 67,5 Prozent der Gesamtfläche Erbsen sind, während im ganzen Kanton die Erbsen 75,5 Prozent ausmachen. Als weitere Gemüse kommen nachstehende Arten in Betracht: Bohnen, Karotten, Spinat, Kohlrabi und verschiedene andere in geringen Mengen.

Nach der vorerwähnten Erhebung wirft der Konservenerbsenbau den Ertrag v. 684,690 Fr. pro Jahr ab. Die Bezüger dieses Betrages sind vorwiegend Kleinbauern und ehemalige Heimarbeiter. Wir sehen also, daß der Konservenerbsenbau in diesem Gebiete für die klein- und mittelbäuerlichen Betriebe von eminenter Bedeutung ist. Es dürfte vielleicht noch interessieren, daß der größere Teil des gesamten Betrages Arbeitslöhne darstellen. Der aufstrebende Konservengemüsebau stellt somit eine sehr willkommene Arbeitsgelegenheit dar, die infolge des Rückganges der Heimstickerei doppelt erwünscht ist. In den Konservenfabriken finden wiederum viele Hände Arbeit.

Es ist somit jeder Hausfrau möglich, durch den Kauf einheimischer Gemüsekonserven an der Arbeitsbeschaffung wirksam mitzuhelfen.

S. P. Z.

Das Frauenblatt - Reiselektüre

Denkt daran, dass unser Blatt an den **Bahnhofbuchhandlungen** von Arbon, Buchs, Chur, Frauenfeld, Herisau, Romanshorn, St. Gallen, Wil, Winterthur, sowie in den **Kiosken** in Basel, Bern, St. Gallen und Zürich erhältlich ist.